ARO
Annali
Recensioni / Reviews / Rezensionen
Online

IX, 2026/1

FONDAZIONE BRUNO KESSLER
ISIG
ISTITUTO STORICO ITALO-GERMANICO
ITALIENISCH-DEUTSCHES HISTORISCHES INSTITUT

Editors:
Katia Occhi
Massimo Rospocher
Petra Terhoeven

Editor-in-Chief:
Claudio Ferlan

Editorial Board:
Giovanni Bernardini
Louise Bonvalet
Anne Bruch
Niccolo' Caramel
Maurizio Cau
Umberto Cecchinato
Christoph Cornelissen
Ines De Castro Cesar De Sa'
Laura Di Fabio
Gabriele D'Ottavio
Matteo Fadini
Claudio Ferlan
Matilde Flamigni
Giacomo Ghedini
Anna Gialdini
Giorgio Lucaroni
Federica Morelli
Cecilia Nubola
Pascal Oswald
Andrea Pojer
Alessandra Quaranta
Magnus Ressel
Giulio Taccetti
Lucia Tedesco
Camilla Tenaglia
Sandra Toffolo
Flavia Tudini

Editorial Assistants:
Anna Gialdini
Alessandra Quaranta

Editing:
Maria Ballin
Antonella Vecchio

Please send review proposals to: aro-isig@fbk.eu

ISSN: 2612-2863

Copyright: © 2026 FBK Press, Trento

Table of contents

Forum: New Studies on the German Peasants' War 4
Der Bauernkrieg 5
Summer of Fire and Blood 7
Der Bauernkrieg 10
Rechtsgeschichten des Bauernkriegs 13
Theory, Methodology, Teaching 15
Storia globale dell'ambiente 16
Cross-epochal 18
Le meraviglie del parto 19
I Palestinesi 21
Die Sprachen des Handels 23
Losing a Kingdom, Gaining the World 25
Early Modern History 27
Sensibilità moderne 28
Kaiserlicher Hofrat und kaiserliche Herrschaft unter Karl V. (1520–1556) 30
Networks in the Early History of Capitalism 32
Giustizia e violenza delle élites in una repubblica aristocratica 35
Donne che creano disordine 37
Medical Theory and Practice in Early Modern Italy 39
The Whole Economy 41
Transalpine Transferprozesse im 17. Jahrhundert 43
Years of News 45
Louis XIV and the Peace of Europe 47
Processo al “giacobinismo” 49
Contemporary History 51
Transnational Encounters? 52
Donne, psichiatria, deistituzionalizzazione 54
Lenin a pezzi 56
Mancò la fortuna non il valore 59
Teaching a Dark Chapter 61
Iconografia della destra 63

ARO
Annali
Recensioni / Reviews / Rezensionen
Online

Forum: New Studies on the German Peasants' War

Thomas Kaufmann
Der Bauernkrieg

Review by: Martina Fuchs

Authors: Thomas Kaufmann
Title: Der Bauernkrieg. Ein Medienereignis
Place: Freiburg im Breisgau
Publisher: Herder
Year: 2024
ISBN: 9783451390289
URL: https://www.herder.de/geschichte-politik/shop/p4/70785-der-bauernkrieg-gebundene-ausgabe/
Citation
M. Fuchs, review of Thomas Kaufmann, Der Bauernkrieg. Ein Medienereignis, Freiburg im Breisgau, Herder, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/der-bauernkrieg-martina-fuchs/

Die Geisteswissenschaften – und somit auch die Geschichtsschreibung – sind nach wie vor ein jubiläumsabhängiges „Handwerk“, was in überreichem Maße auch für das 500jährige Jubiläum des Bauernkriegs von 1525 zutrifft, der in den letzten Jahrzehnten nicht gerade im Zentrum der Forschung stand. Nun haben Forscherinnen und Forscher den „Großen Bauernkrieg“ wiederentdeckt und sich mit diesem vielschichtigen Phänomen aus unterschiedlichen Perspektiven beschäftigt, etwa regionalhistorischen Zugängen oder den Bauern eine Stimme gebend; grundsätzlich wurde die Themenpalette im Vergleich zu älteren Publikationen deutlich erweitert: So wird jetzt beispielsweise auch nach der Rolle der Frauen in den Bauernaufständen gefragt, oder man bezieht rezeptionsgeschichtliche Perspektiven mit ein.

Thomas Kaufmann, Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, ist als evangelischer Theologe und Kirchenhistoriker ein ausgewiesener Kenner der Reformationsgeschichte und durch zahlreiche einschlägige Veröffentlichungen hervorgetreten. Er wählt in seiner hier anzuzeigenden Monographie einen Zugang, der sich von den „üblichen“ Darstellungen des Bauernkriegs stark unterscheidet: Die Ereignisgeschichte spielt praktisch keine Rolle; er folgt einem mediengeschichtlichen Zugang, um seine Grundthese zu untermauern: «Den Bauernkrieg gab es, weil er medial initiiert und inszeniert wurde.» (S. 19) Sein Vorhaben bearbeitet er in vier Kapiteln: Im Zentrum des ersten Kapitels (*Lange Schatten – Zur Geschichte der Deutung und Erforschung des Bauernkriegs*) stehen zunächst zeitgenössische Deutungen, sowohl von katholischer Seite als auch von Luther und seinen Parteigängern. Interpretationen des Bauernkriegs im konfessionellen Zeitalter, in Pietismus und Aufklärung, in der Geschichtspolitik des 19. Jahrhunderts sowie im 20. Jahrhundert aufkommende Forschungstendenzen werden kenntnisreich vermittelt. Das zweite Kapitel (*„Bauernkriege“ vor dem Bauernkrieg? – Bewegte Bauernbilder in unruhigen Zeiten*) widmet sich der Darstellung, dem „Bild“, des Bauern in der Publizistik vor dem Bauernkrieg, etwa in literarischen Texten und in der Druckgraphik.

Das zentrale dritte Kapitel (*Die Publizistik des Bauernkrieges – der Bauernkrieg in der Publizistik*) geht unter anderem auf die *Zwölf Artikel* oder die *Memminger Bundesordnung* ein, schildert den publizistischen Kampf gegen die Bauern, die Folgen von Martin Luthers „Bauernschriften“ und die Kampagne «Wider den Wittenberger Bauernschlächter» (S. 200). Der Wittenberger Professor deutete schließlich den Bauernkrieg als Strafe Gottes gegen Deutschland, welches ein Leben nach dem wahren Evangelium verweigert habe (vgl. S. 230). Die überwiegende Anzahl der ca. 250 Drucke zum Bauernkrieg stammt von Anhängern der Reformation oder nimmt eine bauernkritische Haltung ein (vgl. S. 247), wobei Martin Luther der meistgedruckte Autor dieses „Genres“ war (vgl. S. 139).

Durch Lieder, die in erster Linie nach gewaltsamen Auseinandersetzungen Verbreitung fanden, wurden entsprechende Wertungen – und damit verbunden, Warnungen vor Aufständen – breiteren Gesellschaftsschichten bekannt.

Mit der «Verarbeitung» des Bauernkriegs beschäftigt sich das vierte Kapitel (*Verarbeitungen des Bauernkriegs – Impressionen und Perspektiven*): Für die römische Kirche demonstrierte der Bauernkrieg, wohin Luthers Bruch mit der „wahren" Kirche führte; für Luther und seine Anhänger hingegen, dass die von Gott eingesetzte Obrigkeit die Ordnung herzustellen, das „weltliche Schwert" zu führen habe (vgl. S. 249). Es schließen sich Überlegungen zu Luthers Schrift *De servo arbitrio* (Vom unfreien Willen), der Herstellung der Ordnung im Sinne Wittenbergs (Pfarreien, aber auch das «weltliche regiment» [S. 260] zu visitieren), einigen «Bauernkriegsveteranen der ‹radikalen Reformation›» (S. 268), etwa des 1528 in Wien hingerichteten Balthasar Hubmaier, des 1525 aus Nürnberg ausgewiesenen Hans Denck oder Hans Hut, einem frühen Vertreter des Täufertum mit Nähe zu Thomas Müntzer, an. Ferner analysiert Kaufmann «Neue Bauernbilder in der druckgraphischen Kunst» (S. 291) (beispielsweise eines Augsburger Künstlers mit dem Notnamen „Petrarca-Meister"), um abschließend unter dem Motto «Heldendämmerung – Abschied von sinnstiftenden Narrativen» einige Schlaglichter auf literarische Werke (Wolfgang von Goethe, „Götz von Berlichingen"; Gerhart Hauptmann, „Florian Geyer"), das Bauernkriegspanorama bei Bad Frankenhausen, Straßenbenennungen nach „Bauernkriegsführern" sowie die Benennung etlicher SS-Divisionen nach denselben Herren zu werfen. Die Ausführungen zur Rezeption im 19. und 20. Jahrhundert bedürften einer eignen Analyse; sie stehen mit dem eigentlichen Thema des Buchs in keinem ursächlichen Zusammenhang und wirken hier etwas deplatziert. Sie widersprechen auch der stupenden Quellenkenntnis des Autors, seine „eigentlichen" Quellen betreffend. Kaufmanns Vertrautheit und Durchdringung der Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts spiegeln sich in einem umfassenden Anmerkungsapparat wider (175 S.!), der durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis, in welches besagte Drucke bedauerlicherweise keine Aufnahme fanden, ergänzt wird. Außerdem findet sich ein Register, das neben einigen wenigen Begriffen im Wesentlichen ein Ort- und Personenregister darstellt. Die zahlreichen Abbildungen werden im Anhang ebenfalls erfasst: Grundsätzlich sind die Abbildungen – dem Format des Buches geschuldet – sehr klein geraten: Die Augen der Benutzerinnen und Benutzer werden, besonders was Textpassagen betrifft, stark gefordert. Hätte bei einem Werk, welches sich per se mit Druckgraphik beschäftigt, nicht eine ansprechendere Lösung gefunden werden können?

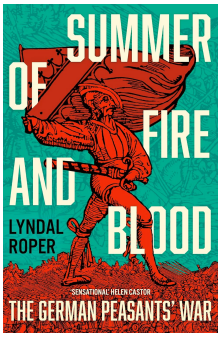
Der „Bauernkrieg" war schon für die Zeitgenossen der „Bauernkrieg", wurde dieser Terminus doch, wie der Autor belegt, bereits 1525 in einem Lieddruck verwendet (vgl. S. 16); eng ist auch der immer wieder betonte Konnex „Reformation – Bauernkrieg": Beide wurden durch die Druckpresse befördert. Ob gerade der Bauernkrieg, so die bereits erwähnte zentrale These Kaufmanns, tatsächlich „nur" auf Grund der medialen Begleitung und Aufarbeitung sowie medial ausgefochtener Kontroversen möglich war, bleibe dahingestellt. Zur Verbreitung des Aufstands haben neben persönlichen Kontakten einzelner Protagonisten sicherlich auch die Erzeugnisse der Druckerpresse beigetragen, wobei das Epizentrum – der kriegerischen Auseinandersetzungen sowie der Publizistik – in der Mitte sowie im Südwesten des Heiligen Römischen Reiches lag. Durch den Bauernkrieg wurde wiederum das landesherrliche Regiment gestärkt, was in vielen Fällen auch die Durchsetzung der Reformation mit sich brachte. Der Bauernkrieg war wohl – hier ist Kaufmann zuzustimmen – das erste (europäische) Großereignis, das entsprechend medial begleitet und unter unterschiedlichen Auspizien vereinnahmt wurde. Der These, der Bauernkrieg sei medial induziert worden, kann sich die Verfasserin der gegenständlichen Besprechung trotz der überbordenden Quellenanalyse Kaufmanns nicht vorbehaltslos anschließen.

Grundsätzlich richtet sich das Werk an ein versiertes Fachpublikum, das sich nach der Lektüre mit einer Fülle interessanter Entdeckungen und Beobachtungen belohnt sieht.

Lyndal Roper

Summer of Fire and Blood

Review by: Carlo Taviani



Authors: Lyndal Roper

Title: Summer of Fire and Blood. The German Peasants' War

Place: London

Publisher: Basic Books

Year: 2025

ISBN: 9781399818025

URL: https://basicbooks.uk/titles/lyndal-roper/summer-of-fire-and-blood/9781399818063/

Citation

C. Taviani, review of Lyndal Roper, Summer of Fire and Blood. The German Peasants' War, London, Basic Books, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/summer-of-fire-and-blood-carlo-taviani/

Il volume di Lyndal Roper sulla guerra contadina del 1525 si presenta come una lunga narrazione, scorrevole e a tratti suggestiva, che nella suddivisione dei capitoli e dei temi pare riecheggiare non solo le stesse stagioni affrontate dai contadini nell'anno fatidico della ribellione (*winter*, *spring*, *summer*), ma, più nel lungo periodo, quelle che ne scandirono la vita nei secoli della prima età moderna. Il volume costruisce una serie continua di rimandi tra i temi della storia di lungo periodo dei contadini – l'ambiente, la vita di comunità, i meccanismi di organizzazione e comunicazione – e il breve e intenso momento della ribellione del 1525.

Nel primo capitolo, *Stirrings*, vengono identificati alcuni segnali del malcontento che precedettero la rivolta nei decenni precedenti (nel 1476, 1491, 1493, 1502 e 1513). Attraverso un crescendo, vengono menzionati i conflitti locali, non ancora coordinati, per le decime, per i diritti d'uso e le giurisdizioni nelle regioni sud-occidentali dell'Impero. Nel secondo capitolo (*Land*) viene descritto il ruolo della terra per i contadini: i pascoli, i boschi, le acque e i diritti collettivi, che via via vennero perduti o vennero considerati come tali. In queste pagine particolare attenzione viene dedicata al modo in cui i contadini venivano rappresentati nelle stampe dagli artisti. Il terzo capitolo (*Freedom*) approfondisce l'ampio campo semantico del concetto di libertà e ne analizza sia i legami con l'ambito religioso, che le modalità del richiamo al passato. L'autrice insiste molto sugli aspetti teologici e analizza a fondo il pensiero di Lutero, Karlstadt e Thomas Müntzer. I contadini percepivano la libertà come un procedimento per restaurare un ordine passato. Si consideravano liberi dagli obblighi che venivano giudicati come illegittimi, quali le decime e le corvée. Una parte del capitolo è dedicata alla relazione tra la religione e la politica: i contadini recepirono i contenuti delle sacre scritture e li tradussero molto spesso in rivendicazioni contro le servitù ingiuste. In modo analogo la ricezione dei testi religiosi influenzò la redazione dei famosi Dodici Articoli, il manifesto della guerra contadina. Non un testo inteso dai contadini come rivoluzionario, ma piuttosto come conforme al Vangelo.

Il capitolo intitolato "Inverno" (*Winter*) mostra come i contadini si organizzassero tra i mesi di passaggio tra il 1524 e il 1525, strutturando quelle che prima erano delle bande in leghe, come quelle dell'Alta Svevia e della Foresta Nera. Ciò significava anche individuare dei capi che potessero soprintendere alle azioni militari, quali l'occupazione dei castelli e dei monasteri, ma che fossero anche capaci di negoziare con i signori. Una parte del capitolo è dedicata alla redazione dei famosi Dodici Articoli da parte di Sebastian Lotzer che trasformarono quella che era una tradizione di gravami in un vero e proprio manifesto politico.

L'autrice analizza il linguaggio politico della signoria nel quinto capitolo, *Lordship*. Una parte del capitolo è dedicato al dispositivo del giuramento, solitamente utilizzato come sistema rituale per cementare i legami con il signore e riconfigurato durante la rivolta dai contadini per creare invece delle leghe autonome e un sistema di fratellanza coeso. Il sistema della signoria era così pervasivo che i contadini faticarono a immaginare nuovi linguaggi politici.

Per risolvere questo nodo, quello delle forme persistenti e tradizionali, da un lato, e delle trasformazioni, dall'altro, l'autrice dedica uno

dei capitoli più interessanti del volume ai sogni (*Dreams*) come elemento dell'immaginario che produceva innovazioni politiche. Il capitolo è incentrato sui sogni, le utopie e i programmi politici. Vengono qui trattati tanto i sogni di chi si preoccupava per le continue violenze, quanto quelli dei loro artefici. Vengono descritti i sogni di una monaca cattolica di Bamberga, e il trattato sull'interpretazione dei sogni di Alexander Seitz. Centrale è però la descrizione e l'analisi dei sogni dell'entourage di Thomas Müntzer. Il sogno di un anziano membro della congregazione di Allstedt fa il paio con quello di Hans Puttyger e di Heinrich Preiffer. Sono sogni che attraverso visioni venate dalla violenza annunciano morte e distruzione. Müntzer stesso, a quanto pare, ricorse all'utilizzo della descrizione dei sogni, ma con l'intento di rafforzare la propria autorità militare. Insieme alle visioni e ai racconti di sogni veri e propri l'autrice menziona anche quelle visioni programmatiche che restarono un sogno, ma che erano dei veri programmi politici, quali quelli di Wendel Hipler (una sorta di sistema rappresentativo), Balthasar Hubmaier (una comunità elettiva armata), e Hans Hergot (la cancellazione dell'istituto della famiglia e l'assegnazione delle risorse su base comunitaria) e infine quello, forse il più radicale e importante, di Michael Gaismair, che immaginò la riorganizzazione su basi egualitarie del Tirolo. Nell'ambito della trattazione del caso sudtirolese, occorre notare come l'autrice dia ormai per scontato che la famosa *Landesordnung* di Gaismair, il suo "sogno" programmatico, fosse un documento originale e non un falso, come invece è stato proposto alcuni anni fa da Giorgio Politi.[1] Sembra che l'analisi di Roper sia in linea con la maggior parte dei lavori storiografici degli ultimi anni che non hanno accolto la proposta di Politi.

Una serie di tre capitoli (*Early Spring*, *Movement* e *Late Spring*) è dedicata alla primavera del 1525, alle sue mobilitazioni e alle sconfitte. Agli inizi della stagione i movimenti si estesero dalla Svevia verso la Franconia e la Turingia. La stampa aveva permesso un'ampia circolazione dei Dodici Articoli e i contadini li leggevano nelle assemblee e durante i giuramenti collettivi. È questa ancora una fase non completamente polarizzata: alle azioni violente si alternarono anche le negoziazioni con i signori. Ben presto però sfruttando le fiere, le taverne, le chiese, i mercati e le vie di comunicazione le leghe dei contadini si tennero in contatto e si organizzarono. Accanto alle informazioni circolavano anche i modelli organizzativi e un linguaggio politico nuovo. Alcune città fungevano da snodi logistici per i contadini, altre invece si chiusero. Come anche in aree lontane dall'epicentro della rivolta, quali il Trentino, si nota una variabilità dei casi cittadini e un rapporto instabile tra la città e la campagna. Nella configurazione del movimento contadino, così come si articola nella tarda primavera del 1525, si coglie secondo l'autrice il carattere policentrico e in movimento della ribellione. Le bande (*Haufen*) si strutturarono dal punto di vista militare, sebbene fossero molto varie nella loro composizione e per via della loro mobilità. La tarda primavera fu però anche il momento in cui i contadini andarono incontro alla terribile sconfitta della battaglia di Frankenhausen del 14 e 15 maggio 1525.

Il capitolo intitolato *Brothers* si occupa degli aspetti relazionali e del concetto di fratellanza nella guerra dei contadini. Mostra come tali legami fecero da sostrato di coesione alla rivolta e il modo in cui si formarono le leghe e i patti fra i contadini. Attraverso la pratica della ribellione un complesso e articolato linguaggio politico e rituale cementò i legami militari. Si trattò di un fenomeno eminentemente maschile e spesso violento. L'autrice prende anche in esame gli attacchi dei contadini a un altro tipo di fratellanza, del tutto diverso, quella religiosa dei conventi. In una sezione particolarmente interessante di questo capitolo vengono mostrati i risultati di un progetto di ricerca che ha ricostruito le violenze dei contadini nel 1525 contro i conventi.

Il penultimo capitolo, *Summer*, si occupa della fase finale della guerra dei contadini e della sua repressione. Alcune pagine sono dedicate a Thomas Müntzer, alla sua cattura, tortura ed esecuzione. L'autrice si chiede in queste pagine quanto della sua influenza fosse effettivamente reale e quanto mitizzata. Il capitolo passa poi in rassegna le sconfitte dei contadini da parte dei signori in varie aree dell'Impero. Nel capitolo *Aftermath* infine l'autrice ricostruisce dapprima il ruolo di Lutero durante e dopo la rivolta. Vengono poi fatte delle stime sui numeri delle vittime tra i contadini e descritte le modalità della repressione, quali le multe, le confessioni e le punizioni.

Summer of Fire and Blood è un libro che sembra avere programmaticamente e deliberatamente un impianto narrativo, nel senso che l'autrice pare abbia voluto scegliere un'impostazione descrittiva per non dover replicare quelle che le possono essere sembrate delle interpretazioni ideologiche tipiche dei decenni passati, quando il tema della guerra contadina del 1525 veniva inquadrato in un approccio marxista. La cura posta dall'autrice nella narrazione in alcuni casi può dare l'impressione che si sia di fronte a un impianto interpretativo. Così, per esempio, l'aver accumunato i sogni e le visioni religiose con i programmi politici contribuisce a fornire al lettore una prospettiva interessante, perché la religione e la politica agirono spesso secondo modalità inscindibili durante la guerra contadina: effettivamente alcune visioni divennero programmi politici. Oppure, il modo in cui è descritto il paesaggio e la cura dei contadini per le risorse naturali comunitarie durante la ribellione sembrano alludere a una innovativa prospettiva di storia dell'ambiente – peraltro esplicitamente analizzata in alcune recenti iniziative, come il convegno organizzato dall'Istituto Storico Italo-Germanico di Trento nel 2025 – o al fatto che la ribellione del 1525 possa essere inquadrata come un fenomeno di reazione allo sfruttamento dell'ambiente da parte dei nobili e dei mercanti. Tuttavia, complessivamente, sembra che il volume finisca per prediligere la narrazione all'individuazione di una prospettiva storiografica forte.

L'elusività del volume nell'affrontare snodi storiografici e insieme la sua capacità narrativa emergono nelle righe che l'autrice dedica, in chiusura al volume, nell'ultimo capitolo (*Aftermath*), a due opere di Dürer, la cosiddetta *Visione di un sogno* (p. 360) e il *Monumento al contadino* (p. 361). Mentre non ci sono fonti che ci inducano a pensare che, sebbene avuto in corrispondenza della tragedia dei contadini, il sogno – un acquerello che mostra un paesaggio vuoto, costellato all'orizzonte da colonne d'acqua – abbia effettivamente a che fare con la guerra contadina del 1525, il monumento è molto più esplicito, sebbene di difficile interpretazione. Quest'ultimo

rappresenta un contadino colpito da una spada che resta infissa nella sua schiena (un tradimento?) sulla sommità di una colonna composta da elementi della vita contadina e alla base contornata da buoi e ceste. L'opera di Dürer ha suscitato una serie di interpretazioni per il suo carattere oscillante: non è del tutto una colonna infame, tipica della prima età moderna, ma nemmeno un'opera celebrativa dell'azione dei contadini. L'attenzione che l'autrice dedica alla *Visione di un sogno* in apertura al paragrafo crea un effetto narrativo suggestivo. Tuttavia la mancanza di riflessione e la rapidità con cui le righe successive scivolano sull'unica opera di Dürer che affronta il tema della guerra contadina del 1525 rappresentano la cifra stilistica di tutto il volume e forse la voluta superficialità nell'affrontare il tema. Quasi che, dopo la caduta del muro di Berlino, e quella che l'autrice chiama «un'era post marxista» (p. 393), non si possa fare altro che sorvolare dall'alto questi eventi e tratteggiarne una descrizione solo con rapide e abbozzate pennellate, senza cogliere con acume storiografico nella ribellione del 1525 le sue indubbie novità politiche.

[1] Questa proposta interpretativa è stata avanzata da Giorgio Politi nel volume *Gli statuti impossibili. La rivoluzione tirolese del 1525 e il "programma" di Michael Gaismair*, Torino, Einaudi, 1995.

Gerd Schwerhoff
Der Bauernkrieg

Review by: Giorgio Politi

Authors: Gerd Schwerhoff
Title: Der Bauernkrieg. Geschichte einer wilden Handlung
Place: München
Publisher: C.H. Beck
Year: 2024
ISBN: 9783406821806
URL: https://www.chbeck.de/schwerhoff-bauernkrieg/product/36959123
Citation
G. Politi, review of Gerd Schwerhoff, Der Bauernkrieg. Geschichte einer wilden Handlung, München, C.H. Beck, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/der-bauernkrieg-giorgio-politi/

L'avvento del cinquecentesimo anniversario della cosiddetta "guerra contadina" tedesca ha rianimato, almeno in Germania, l'interesse per questo "grande evento" della storia europea che, dopo il diluvio di studi e dibattiti della fine del secolo scorso, era andato, comprensibilmente, affievolendosi. Anche se questo interesse si è manifestato, mi sembra, soprattutto in celebrazioni di vario genere, non sono mancati nuovi studi, dei quali il lavoro qui preso in esame è un esempio.

L'Autore, a quanto sembra, è nuovo a questo argomento che, per la sua dimensione, non lascia in genere molto spazio a ricerche d'altro genere; Schwerhoff si è interessato soprattutto a studi di storia della criminalità medievale e solo ora scende nell'arena di questa difficile tematica, accompagnando il volume in questione, sull'esempio della maggior opera di Günther Franz e dei suoi *Vorläufer*, con un lavoro dedicato ai precursori.[1] Appare quindi necessario chiedersi, innanzitutto, quale tipologia di studio venga qui avanzata e la risposta, a nostro avviso, è chiara: siamo di fronte a un'opera divulgativa, pensata per un pubblico ampio, non limitato agli specialisti, che non si ripropone di aggiungere nuove conoscenze a quelle già conosciute, ma di renderle accessibili; le 76 pagine di note in calce al testo contengono infatti, in schiacciante maggioranza, puri e semplici rimandi alla bibliografia e a fonti edite, non a fonti primarie; ciò comporta, d'altra parte, severi limiti per l'indagine, posto che l'esegesi, cioè la valutazione critica, delle fonti primarie è condizione decisiva per un loro utilizzo, come avremo occasione di constatare.

A questa circostanza se ne aggiunge un'altra, a nostro avviso alquanto sorprendente. Quasi cent'anni dopo la comparsa delle *Annales*, un ritorno alla storia avvenimenziale – impegno che l'Autore poi puntualmente onora;[2] il fatto però è che le strutture non sono qualcosa d'altro rispetto agli avvenimenti, ma parte integrante e condizione degli avvenimenti stessi e perciò presupposto irrinunciabile d'una loro comprensione. Da una simile scelta discende il fatto che dal lavoro in esame manchino sia la storia religiosa che quella economico-sociale, ridotte a meri elenchi di rivendicazioni, non altrimenti sviluppati: il proposito degli insorti, largamente diffuso in tutte le aree della rivolta, di voler vivere secondo la lettera del Vangelo "senza aggiunte umane" non viene inteso nel suo reale significato, ma ripetuto di continuo come se avesse il medesimo peso dovunque. Proviamo però a immaginare quale portata potesse assumere questo principio per esempio dal punto di vista dei contadini che, nel maggio 1525, assalirono l'abbazia di Neustift/Novacella, saccheggiandola, accanendosi in particolare sui libri contabili e dando così inizio alla rivolta nel Principato vescovile di Bressanone; grazie al lavoro di Karin Pattis sappiamo ora che circa i tre quarti di loro erano letteralmente schiacciati da debiti insoluti per censi e tributi vari – un carico che si era venuto aggravando recentemente e aveva potuto quindi essere anche percepito come illegittimo.[3]

Di fatto un'eventuale riduzione generalizzata del clero, secolare e regolare, cioè di uno dei pilastri della società bassomedievale, allo stato laico, avrebbe significato un terremoto nell'economia e nelle società dell'intera Europa cristiana; suscita perciò non poca meraviglia che, nelle sue conclusioni, l'Autore respinga la qualificazione del *Bauernkrieg* come «rivoluzione dell'uomo comune» – un giudizio formulato da Peter Blickle rielaborando la definizione degli eventi tedeschi data trent'anni prima da Günther Franz, che aveva

parlato di «rivoluzione politica del ceto contadino tedesco»[4] – ricordando che misure riformatrici in quell'ambito poterono essere promosse anche dall'alto, «mirando solo a un segmento dell'antica società europea su base cetuale senza scuoterne in alcun modo le fondamenta»;[5] peraltro non possiamo sapere cosa invece sarebbe successo in caso di vittoria degli insorti ma in ogni caso definire l'intero apparato ecclesiastico "un segmento" lascia più che perplessi – di questo passo potremmo negare che la rivoluzione bolscevica sia stata una rivoluzione perché prendeva di mira solo un segmento della società, la proprietà privata dei mezzi di produzione. Ci sembra che qui Schwerhoff cada in pieno anacronismo, applicando all'antico regime una percezione della Chiesa che appartiene solo ai tempi nostri, e neppure da molto tempo.

E poiché abbiamo evocato l'anacronismo, secondo Lucien Febvre il peccato che non si può perdonare agli storici così come, a tenore del Vangelo, non sarà perdonata la bestemmia contro lo Spirito,[6] ecco che Schwerhoff ce ne offre un altro, di particolare rilievo per l'interpretazione del *Bauernkrieg*: il numero delle vittime della repressione. A tal proposito occorre premettere che le cifre fornite dalle fonti coeve sono totalmente inaffidabili, se prese alla lettera, innanzitutto perché spesso presentate in comunicazioni i cui autori avevano tutto l'interesse a spararla grossa – che il cavaliere francone Ambrosius Geyer parli di seimila contadini morti, suona totalmente assurdo;[7] in secondo luogo, anche a prescindere da ciò, per due altri ottimi motivi: a) è cosa arcinota, a livello di scienze cognitive, la totale incapacità di chiunque d'effettuare una stima numericamente plausibile di una qualsiasi folla, anche di modeste dimensioni; b) è altresì noto come l'epoca medievale e moderna ponessero una distanza oggi per noi inimmaginabile fra la lettera delle leggi, condanne comprese, e la loro applicazione – «le leggi son, ma chi pon mano ad esse?» , lamenta il Poeta già nel secolo XIV, non in guisa di giudizio etico, ma di constatazione materiale; è ben noto infatti, ad esempio, come proprio il problema esecutivo bloccasse il funzionamento del Tribunale camerale imperiale per l'intera sua esistenza. Gli stati d'antico regime, del resto, erano ben lungi dal possedere apparati esecutivi anche lontanamente paragonabili con quelli cui oggi siamo abituati, mentre spesso l'inserimento di leggi negli statuti, per esempio, d'un comune, non intendeva prevederne l'applicazione, ma solo costituire una dichiarazione di principio o dichiarare sudditanza verso un comune maggiore, com'era normale nei patti di comborghesia – è questo il significato originario del motto circa «la legge vicentina che dura dalla sera alla mattina», posto che la debole Vicenza cambiava molto spesso padrone.

Che queste non siano mere speculazioni lo possiamo toccare con mano nei rari casi in cui è possibile controllare sulle fonti cosa accadesse davvero. È il caso del Principato vescovile di Trento, ove la rivolta delle Valli del Noce aveva costituito la spina dorsale della rivolta, nonostante la defezione della città, che aveva rifiutato di unirsi ad essa – un importante episodio che Schwerhoff peraltro non tratta.[8]

In un quadro caratterizzato dalla tendenza vescovile e aristocratica a non calcar la mano e a curare piuttosto il recupero delle proprie rendite, il numero esatto di condannati ammontò a 188, fra cui solo 5 condanne capitali, mentre quasi la metà delle altre punizioni, di bando o pecuniarie, furono in grande maggioranza mitigate o rimesse nel giro di un anno. E non era tutto. Nel 1530 si scoprì che uno dei banditi più ricercati, Nicolò Vanel, da oltre due anni risiedeva nelle Valli, entrava nelle chiese, nelle osterie e partecipava alle feste paesane; uno fra i testimoni dichiarò: «Io ho praticato con lui […] perché l'era me parent e che vedeva praticar et conversar cum li altri come nol fusse sta bandì. E che lui diseva che gera sta promessa per certi suoi benemeriti la grazia […]».

A Revò un sacerdote lo ospitava spesso e lui, da parte sua, s'era premurato di presentargli la decima del vino, mentre un altro sacerdote teneva in casa oltre diciotto persone, quasi tutte donne di vicini banditi. D'altra parte Nicolò Riz, uno fra i massimi capi della sedizione, poi perdonato dal Clesio, aveva aiutato sia il Vanel che Simone Arnoldini «cum eis praticando, ludendo et bibendo, commedendo ac aliter eisque consilium, auxilium et favorem prestando». Molta responsabilità nella questione dei banditi risaliva peraltro agli officiali vescovili stessi e alle loro connivenze e inerzie: prete Stefano da Pavillo dichiarò di aver creduto che il Vanel fosse stato graziato «eo magis quia videbat eum […] publice praticare cum omnibus et maxime cum officialibus et secum comedebat et bibebat».

Non sappiamo che fine abbiano fatto le condanne emesse nel 1530 a seguito dell'inchiesta poi promossa su questi fatti; dall'altra parte, nuovi e importanti privilegi furono concessi alle valli, mentre i sudditi rimasti fedeli all'autorità vennero ricompensati.

Quanto alla sensibilità quantitativa dei contemporanei, già Febvre, nel suo maggior lavoro, aveva messo i lettori sull'avviso:

> Mi ricordo sempre della bella storia del segretario di un presidente della Camera dei conti, a cui una banda intimò brutalmente di aprire la porta: "Se non apri, noi qui siamo in 50 e ti daremo ciascuno 100 bastonate". L'interpellato risponde subito, con spavento: "Come! 5000 bastonate!" E Tallemant, che racconta la storia, a farsi meraviglie: "Ammiro la presenza di spirito di quest'uomo e mi pare che bisognava essere il segretario di un Presidente dei Conti per fare il calcolo così in fretta!" Il calcolo, l'impossibile calcolo: 100x50.[9]

Ciò per quanto riguarda le fonti. Chiunque però può verificare quanto abbiamo affermato ricordando il balletto di tante manifestazioni odierne che così spesso è dato constatare confrontando le stime della partecipazione date dai promotori con quelle degli organi di polizia. In occasione delle recenti proteste per la guerra a Gaza, ad esempio, organizzatori e organi di stampa hanno parlato di tre milioni di persone, la polizia di trecentomila. Stanche di simili balletti, alcune organizzazioni, anni or sono, decisero di chiedere ai partecipanti di disporsi in cordoni da dodici persone ciascuno; alla partenza dei cortei, membri del servizio d'ordine contavano con facilità i cordoni stessi e poi, con una semplice moltiplicazione, il numero dei manifestanti. Questa pratica serviva d'altra parte soprattutto a loro, proprio perché nessuno avrebbe altrimenti potuto sapere con certezza quanta gente ci fosse.

In conclusione, ci sembra che il lavoro di Schwerhoff sconti una contraddizione poiché, mentre da un lato mostra di perseguire l'obiettivo di rivolgersi a un pubblico ampio, dall'altro rischia, in virtù della scelta narrativo-avvenimenziale adottata, di non poterlo cogliere perché difficilmente anche il lettore comune più motivato potrà reggere per 720 pagine la ripetizione di eventi che, ridotti come sono all'osso, si somigliano tutti fra loro.

[1] Gerd Schwerhoff, *Auf dem Weg zum Bauernkrieg. Unruhen und Revolten am Beginn des 16. Jahrhunderts,* München, UVK, 2024.

[2] «Damit sind wir beim Ziel dieses Buches: die Ereignisgeschichte des Bauernkrieges zu rekonstruiren […] Die folgende Darstellung schlägt Kapital aus aus dieser Rehabilitierung des historischen Ereignisses in der Geschichtswissenschaft.»

[3] Karin Pattis, *Neustift zur Zeit des Bauernaufstandes 1525. Wirtschaftliche, soziale und religiöse Hintergründe* , Brixen/Bressanone, Weger, 2012.

[4] «Damit wird bewiesen, dass der Bauernkrieg nicht ein Aufruhr war […] sondern ein Volksaufstand, der das Recht in sich trug. Er ist damit eine echte Revolution gewesen, die politische Revolution des deutschen Bauernstandes», Günther Franz, *Der deutsche Bauernkrieg*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977, p. 288.

[5] Gerd Schwerhoff, *Der Bauernkrieg. Geschichte einer wilden Handlung* , München, Beck, 2024, p. 582

[6] Lucien Febvre, *Il problema dell'incredulità nel secolo XVI. La religione di Rabelais* , Torino, Einaudi, 1978, p. 7.

[7] Schwerhoff, *Der Bauernkrieg,* p. 374.

[8] Fabrizio Chiarotti, *Dinamica territoriale e crisi delle strutture comunitarie nelle valli del Noce*, Venezia, Università degli studi, a.a. 1987-88, 2 voll., pp. 731-836: pp. 821 e seguenti. Vedi in particolare il "Prospetto 10. Provvedimenti di condanna nei confronti degli insorti dell'Anaunia".

[9] Febvre, *Il problema dell'incredulità*, pp. 373-374. Ciò vale, naturalmente, per la sensibilità comune; in casi particolari anche i contemporanei erano in grado di compiere stime esatte. A dicembre 1526 i reduci salisburghesi sotto il comando di Gaismair, esclusi le donne, i bambini e gli anziani al loro seguito, e ingrossati nelle settimane successive al loro arrivo d'altri seguaci e simpatizzanti, ascendevano al numero di 1707 e stavolta possiamo fidarci perché le autorità veneziane li pagavano e, da buoni mercanti, sapevano fare i loro conti. Vedi Giorgio Politi, *Gli statuti impossibili*. *La rivoluzione tirolese del 1525 e il "programma" di Michael Gaismair* , Torino, Einaudi, 1995, p. 253 nota 6.

David von Mayenburg
Rechtsgeschichten des Bauernkriegs

Review by: Angela De Benedictis

Authors: David von Mayenburg
Title: Rechtsgeschichten des Bauernkriegs. Agrarische Revolten zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit
Place: Köln
Publisher: Böhlau Verlag
Year: 2025
ISBN: 9783412533588
URL: https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/geschichte/geschichte-der-fruehen-neuzeit/59989/rechtsgeschichten-des-bauernkriegs?srsltid=AfmBOooTBc528jqOgXkmxXvNQuk_SCKYrw6vpJvEU-YrDLW
Citation
A. De Benedictis, review of David von Mayenburg, Rechtsgeschichten des Bauernkriegs. Agrarische Revolten zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit, Köln, Böhlau, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/rechtsgeschichten-des-bauernkriegs-angela-de-benedictis/

Bene informati giuridicamente, attori razionali e sempre più orientati a composizioni pacifiche del conflitto. Questo il profilo dei sudditi protagonisti della Guerra contadina tedesca del 1524-1525 che risulta chiaramente dal recentissimo volume di David von Mayenburg, ancora più di quanto già non fosse in base alla precedente e fondamentale monografia del 2018 *Gemeiner Mann und Gemeines Recht. Die Zwölf Artikel und das Recht des ländlichen Raums im Zeitalter des Bauernkriegs*.[1]

Le "storie" giuridiche delle rivolte agrarie analizzate tra tardo medioevo e prima età moderna costituiscono la ripresa di precedenti dieci saggi apparsi tra il 2009 e il 2024 (bibliograficamente aggiornati[2]), ai quali l'Autore ne aggiunge altri due. Uno dedicato alla soluzione giuridica del conflitto come alternativa alla violenza (*Artikulieren, Verhandeln, Prozessieren – Rechtliche Konfliktlösung als Alternative zur Gewalt*?, pp. 381-440), l'altro sui processi dei sudditi come alternativa alla sollevazione (*Untertanen Prozesse als Alternative zum Aufstand? Der Hohmark Pillersee gegen die Weichsteuer der Abtei Rott am Inn*, pp. 483-529).

Ricordo che von Mayenburg è titolare della cattedra di storia del diritto moderno, storia del diritto ecclesiastico e di diritto civile presso la Wolfgang-Goethe Universität di Frankfurt am Main. È anche opportuno sottolineare che, insieme ad altri studiosi, ha ideato l'opera in quattro volumi *Handbuch zur Geschichte der Konfliktlösung in Europa*, un manuale sulla storia della soluzione dei conflitti in Europa dall'antichità all'età contemporanea. Ognuno dei volumi analizza, grazie al contributo di diversi studiosi, la dimensione storica della decisione su controversie politico-religiose, sulla base di ricerche su differenti territori con metodo comparativo. Il volume sul medioevo è stato curato proprio da von Mayenburg, *Konfliktlösung im Mittelalter* (Berlin, Springer, 2021). I diversi capitoli sono dedicati ai problemi fondamentali dell'accesso alla giustizia, alla soluzione del conflitto attraverso la faida, al rapporto tra oralità e scrittura, alle fonti giuridiche delle procedure medievali, ai luoghi, agli attori, alle donne come parti nella soluzione dei conflitti, ai re nello stesso ruolo, ai papi nello stesso ruolo, ai sinodi nello stesso ruolo, ai vescovi nello stesso ruolo, all'ordalia, al giuramento, ai tribunali arbitrali, alla soluzione dei conflitti nel processo, alla differenziazione del diritto criminale, infine all'appello e alla dispensa come strumenti per la soluzione dei conflitti.

Se mi sono soffermata su tutti questi temi, è perché sono sostanzialmente tutti presenti nelle diverse parti e articolazioni di *Rechtsgeschichten des Bauernkrieges*, e perché danno l'impronta alle quattro parti della struttura del libro: I. «Akteure: Bauern und Juristen» (pp. 31-131); II. «Programmatik: Die Zwölf Artikel Zwischen Reform und Utopie» (pp. 131-170); III. «Dogmatik: Bäuerliche Konflikte und ius commune» (pp. 171-380); IV. Praxis: «Die Bauern und das Recht in Südwestdeutschland, Thüringen und Tirol» (pp. 381-536).

Nella prima parte, su contadini e giuristi come attori, risultano particolarmente interessanti le pagine dedicate ai contadini attraverso metafore animali: bovini da tiro o uccelli liberi se si tratta della proprietà della persona; come maiali se creature minacciose; come rane in relazione al rapporto tra obbedienza e disobbedienza; come vaccari, in analogia ai 'pazzi svizzeri' e all'esperienza politica della Confederazione svizzera (pp. 42-54).

È poi esaminata la figura del contadino come ribelle nella tradizione dello *Jus Commune* e nella letteratura sulle sollevazioni della prima età moderna, dove la problematica viene affrontata in base al linguaggio quotidiano, al diritto romano e al diritto canonico, alla legislazione e alla dottrina di diritto comune (pp. 59-91), concludendosi con il tentativo di comprendere l'interpretazione del contadino ribelle come non contadino.

Ai famosi Dodici Articoli, visti come riforma e/o utopia è dedicata la seconda parte del libro di von Mayenburg. Le loro rimostranze, i loro *gravamina*, sono analizzati in quanto testi giuridici riguardo agli articoli 4, 5, 8 e 10 sull'ordinamento giuridico agrario. Da sottolineare l'

evidenziazione (sempre sulla base di fonti primarie) di quanto di teologico sia nel diritto, e della Bibbia come fonte del diritto agrario.

Conflitti contadini e *ius commune* dal punto di vista della dogmatica costituiscono l'oggetto della terza parte del libro, ove l'analisi è di tipo *begriffsgeschichtlich*, di storia dei concetti. *Seditio*, *factio*, *rebellio*, *tumultus*, *turba*, *perturbatio* e la loro trasformazione nella trattatistica di primo XVI secolo mostrano come nel diritto canonico avvenga una giuridicizzazione di argomenti teologici dal punto di vista giuridico-politico (Nicholas Bohier, *De seditiosis*, 1514 e le sue fonti; Conrad Braun, *de Seditionibus libri sex*, 1550 e le sue fonti, ad esempio; pp. 181-193).

Nel diritto ecclesiastico i "contro" concetti – si potrebbe dire – di *oboedientia*, *tranquillitas*, *quies publica* hanno una radice fondamentale nella legislazione pontificia, in decreti conciliari etc. von Mayenburg non trascura, tra l'altro, di prendere in considerazione il giurista Bartolo da Sassoferrato (1313/1314-1357) anche in relazione al suo pensiero sul *crimen laesae maiestatis* (pp. 210-220).

Riguardo le diverse interpretazioni sulla guerra contadina del 1525, risultano rilevanti i meccanismi di soluzione dei conflitti da parte di giudici arbitrali, nella riflessione storiografica del rapporto tra diritto e rivoluzione (pp. 333-377).

Nella quarta parte, sulla prassi, l'Autore entra in alcuni casi specifici di conflitti nella Germania sudorientale, Turingia e Tirolo, da trattative iniziali ai successivi processi tra signori e comunità contadine. Mi soffermo qui brevemente sul conflitto tra l'abbazia di Rott e la comunità di Rott, in Tirolo (p. 519). Inizialmente l'abate cercò di dimostrare inammissibili le rimostranze contadine sulle imposte pretese, coinvolgendo in ciò anche il superiore signore territoriale, allora i duchi di Baviera Ludwig e Wilhelm. Il 30 settembre 1523 iniziava la prima negoziazione davanti al governo di Innsbruck, alla presenza dei soli avvocati dei contadini. Il processo venne quindi aggiornato al 25 novembre dello stesso anno, e poi di nuovo al primo aprile 1524. Pure in questa ultima data, però, non si pervenne ad alcuna conclusione, dal momento che l'abate aveva avanzato un contro ricorso. Il primo luglio 1524, secondo il tribunale, le due controparti avrebbero potuto infine reagire in modo adeguato. Ma a questo punto non si arrivò, per il rifiuto della parte signorile. Da qui il *Bauernkrieg*, l'uso della violenza di fronte al diritto violato.

[1] David von Mayenburg, *Gemeiner Mann und Gemeines Recht. Die Zwölf Artikel und das Recht des ländlichen Raums im Zeitalter des Bauernkriegs*, Frankfurt am Main, Vittorio Klostermann, 2018. Già da me recensito: https://aro-isig.fbk.eu/issues/2019/2/gemeiner-mann-und-gemeines-recht-angela-de-benedictis/ e in «Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. 137 Band. Kanonistiche Abteilung», 106, 2020, pp. 447-451.

[2] Compresi gli altri volumi presentati in questo *Forum*: Thomas Kaufmann, *Der Bauernkrieg. Ein Medienereignis*, Freiburg, Herder, 2024; Lyndal Roper, *Summer of Fire and Blood: The German Peasants' War*, New York, Basic Books, 2025; Gerd Schwerhoff, *Der Bauernkrieg. Geschichte einer wilden Handlung*, München, C.H. Beck, 2025.

ARO
Annali
Recensioni / Reviews / Rezensionen
Online

Theory, Methodology, Teaching

Roberta Biasillo
Storia globale dell'ambiente

Review by: Lucia Tedesco

Authors: Roberta Biasillo
Title: Storia globale dell'ambiente
Place: Roma
Publisher: Carocci
Year: 2025
ISBN: 9788829030569
URL: https://www.carocci.it/prodotto/storia-globale-dellambiente
Citation
L. Tedesco, review of Roberta Biasillo, Storia globale dell'ambiente, Roma, Carocci, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/storia-globale-dellambiente-lucia-tedesco/

È un fatto ormai noto e ampiamente accettato che l'ambiente sia diventato progressivamente un campo di battaglia negli anni Settanta del Novecento, lasciando la posizione marginale che da sempre aveva occupato nella storia. Sono i decenni centrali del XX secolo a sottolineare come «l'ambiente non fosse la stessa cosa per tutti i gruppi sociali ed etnici, che a diverse posizioni politiche corrispondevano altrettanto diverse politiche ambientali, che le differenze di genere e classe si riflettevano nel modo di relazionarsi alla natura» (pp. 11-12). Parte da qui Roberta Biasillo nel suo ultimo libro dedicato alla storia globale dell'ambiente, dal ricordarci due esempi di portata globale che testimoniano come la «dinamica virtuosa» – come l'ha definita – «tra accademia e società abbia contribuito all'origine della storia ambientale» (p. 12). Da un lato, la pubblicazione di *Silent Spring* di Rachel Carson nel 1962; dall'altro, quella di *The Unquiet Woods: Ecological Change and Peasant Resistance in the Himalaya* di Ramachandra Guha nel 1989.

Dunque, se è vero che la prima generazione di storiche e storici dell'ambiente abbiano storicizzato le questioni sollevate dai movimenti ambientalisti attivi su più scale, è vero anche che in questo mezzo secolo di studi, o «di tentativi» come li chiama Biasillo, sia cresciuta sempre di più la consapevolezza di riflettere maggiormente sulle criticità e sui problemi metodologici, così come sulla possibilità di innovare il dibattito storiografico e aprire nuove linee di ricerca. L'autrice individua, perciò, tre punti deboli con i quali la storiografia ambientale si è confrontata negli anni: prima di tutto, la difficoltà di superare i confini nazionali; poi, una forte produzione legata ai disastri causati dall'essere umano e, al contrario, uno scarso interesse verso le storie di «ribilanciamento del rapporto umani-natura» (p.15); infine, il rischio di far dipendere il divenire storico dalle dinamiche ecologiche e di aprire al determinismo ambientale. Pur essendo state, queste critiche, in parte superate (per esempio, facendo dialogare la storia ambientale con la storia politica, studiando i tentativi di resistenza ai processi di modernizzazione, riflettendo su come integrare i soggetti non umani, riconosciuti come agenti nella creazione del passato), Biasillo ricorda che soprattutto sul piano delle metodologie le storiche e gli storici continuano a sperimentare. Da qui, l'invito lanciato con il suo libro a ripensare la contemporaneità su scala globale attraverso l'ambiente.

Un'operazione storiografica, quella proposta, che – in assenza di una storiografia consolidata – incontra alcune sfide. Prima di tutto, la scelta della periodizzazione. L'inizio della storia ambientale dell'età contemporanea coincide generalmente con l'avvio del processo di colonizzazione europea delle Americhe, nei primi decenni del XVII secolo; al contrario, «[s]tabilire una data che chiuda questo periodo significa individuare un momento di cesura ancora in corso» (p. 17), scrive l'autrice. La scelta ricade sul 2015, anno dell'Accordo di Parigi, in quanto momento di svolta nelle trattative internazionali sul clima avviate dagli anni Novanta in poi. In questo lasso cronologico, però, il termine "globale" presenta due accezioni: prima della metà del XX secolo, con "globale" si fa riferimento alle connessioni tra diverse regioni attraverso persone, beni e conoscenze, mentre dopo la metà del XX secolo, con lo stesso si fa riferimento a fenomeni con effetti planetari o sovranazionali. Ultimo ma non meno importante, l'uso della categoria "ambiente", che nel libro è contemporaneamente un focus tematico e una prospettiva analitica per interpretare macrofenomeni storici.

Il risultato è un manuale suddiviso in nuclei tematici, divisi a loro volta in due parti. La prima – che va dal primo al quinto capitolo – ricostruisce in ordine cronologico i principali processi della storia ambientale contemporanea, dalla colonizzazione europea delle Americhe nel periodo compreso tra il XVII secolo e la seconda metà del Novecento: vengono analizzati i sistemi ecologici coloniali (piantagioni, frontiere, migrazioni), l'estrattivismo ottocentesco dei fertilizzanti minerali, la nascita e la diffusione globale dei parchi nazionali come strumenti di tutela ma anche di potere coloniale e, infine, la svolta rappresentata dalla Guerra fredda, con la militarizzazione dell'ambiente e l'emergere di una dimensione planetaria legata a radioattività, cooperazione scientifica e gestione delle risorse comuni.

La seconda parte – che va dal sesto capitolo all'ottavo – è di carattere storiografico: ripercorre l'evoluzione della storia ambientale come disciplina, le sue teorie e metodologie, e si conclude con il dibattito sull'Antropocene, concetto centrale ma controverso, che ha rafforzato il ruolo epistemico della storia ambientale pur presentando rischi interpretativi (come, per esempio, la tendenza a ragionare in termini di specie umana e non di gruppi sociali distinti).

L'originalità del volume rispetto ad altri manuali – almeno quelli apparsi nel panorama italiano – sta principalmente nella proposta bibliografica aggiornata e integrata da prospettive decoloniali. Non solo; nel capitolo dedicato agli aspetti metodologici e analitici (che non a caso intitola *La cassetta degli attrezzi*), Biasillo riesce a presentare e tenere insieme i diversi quadri teorici che hanno influenzato la storia ambientale nel tempo e la costante negoziazione di quest'ultima con altri ambiti, discipline contigue e spazi interdisciplinari (si pensi, per esempio, alle *Environmental Humanities*). Così facendo, pur non aspirando all'esaustività, l'autrice mostra in modo completo i limiti e le difficoltà – a partire dalla definizione della disciplina – e, allo stesso tempo, il potenziale che ogni singola ricerca ha di smentire, aggiornare o proporre nuove teorie, fornendo una bussola a chiunque si avvicini per la prima volta alla storia ambientale o voglia tirare le somme di questi primi settant'anni di ricerche.

ARO
Annali
Recensioni / Reviews / Rezensionen
Online

Cross-epochal

Alessandra Foscati
Le meraviglie del parto

Review by: Alessia Bellusci

Authors: Alessandra Foscati
Title: Le meraviglie del parto. Donare la vita tra Medioevo ed Età moderna
Place: Torino
Publisher: Einaudi
Year: 2023
ISBN: 9788806256708
URL: https://www.einaudi.it/catalogo-libri/storia/le-meraviglie-del-parto-alessandra-foscati-9788806256708/
Citation
A. Bellusci, review of Alessandra Foscati, Le meraviglie del parto. Donare la vita tra Medioevo ed Età moderna, Torino, Einaudi, 2023, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/le-meraviglie-del-parto-alessia-bellusci/

In *Le meraviglie del parto. Donare la vita tra Medioevo ed Età Moderna*, Alessandra Foscati presenta una sintesi approfondita delle principali tradizioni scientifiche e religioso-culturali associate alla gravidanza, al parto e al puerperio nel Medioevo e nella prima età moderna. Il titolo del volume si riferisce alla natura complessa del parto, inteso come un evento affascinante, ma imprevedibile e potenzialmente rischioso. In particolare, l'allusione è alla sostanziale mancanza di conoscenze precise sulla vita nel grembo materno in epoca premoderna: le «meraviglie» sono allora i prodotti prodigiosi, o piuttosto mostruosi, che occasionalmente venivano al mondo, come l'arpia o *frater lombardorum* (pp. 109-110), dunque nascite patologiche interpretate nell'ottica del soprannaturale.

Il volume si apre con un capitolo introduttivo, intitolato *La scena del parto*, che contiene una premessa metodologica importante (che sarebbe forse valsa la pena approfondire ulteriormente). L'autrice porta infatti l'attenzione sulla difficoltà di ricostruire una storia che ha come protagoniste principali – e quasi assolute – le donne sulla base delle fonti disponibili, che sono interamente scritte *da* e *per* uomini. Per far emergere, almeno in parte, il reale vissuto delle partorienti occorre allora integrare l'analisi della letteratura medica del tempo (il corpus testuale principale) con quella di altre fonti testuali (es. gli atti notarili) e materiali (es. *carmina* e amuleti). Successivamente, il volume si articola in ulteriori otto capitoli, seguendo un ordine tematico. Alcuni capitoli sono dedicati alle figure chiave della nascita: le ostetriche (cap. 2, *'Che sia di buoni, et honesti costumi, et non ruffiana': l'ostetrica*), le nutrici (cap. 9, *Dopo la nascita: la madre e il bambino*) e naturalmente le partorienti, le cui abitudini, i timori e le aspettative emergono soprattutto nei capitoli 3 (*Tutta colpa di Eva: il parto*) e 8 (*Preoccupazioni femminili e segni premonitori: la gravidanza e il parto del figlio maschio*). Altri capitoli presentano un contenuto particolarmente esteso e potrebbero costituire un'utile base per la realizzazione di studi monografici indipendenti. Un esempio è il capitolo 6, intitolato *La lunga storia del cesareo* (al quale è tematicamente legato anche il capitolo 5 *Parti difficili e momenti drammatici*), che esplora le implicazioni della pratica cesarea in ambito giuridico e religioso. Il capitolo 7, intitolato *Le meraviglie dell'utero*, da cui deriva il titolo dell'opera, esamina le credenze riguardanti le gravidanze e i parti anomali, come nel caso della mole, una sorta di partenogenesi femminile, ovvero una gravidanza concepita da un pensiero lussurioso della donna che inevitabilmente si manifesterà nel parto di qualcosa di mostruoso. Nel capitolo 4, intitolato *Accelerare la nascita: oggetti, rituali, formule*, Foscati torna a trattare un tema a lei caro, già affrontato in articoli specialistici, completando così la ricognizione del volume attraverso l'analisi di fonti materiali, quali pergamene iscritte con preghiere, *brevi* ed amuleti.

Il tema trattato nel volume è estremamente vasto e si presta ad una notevole interdisciplinarità, abbracciando la storia della medicina, della filosofia, della religione, l'antropologia e la storia di genere. L'analisi storica di Alessandra Foscati copre il lungo Medioevo fino all'avvento della medicalizzazione del parto, a partire dal XVII secolo, quando la presenza del medico e del chirurgo ostetrico nella camera della partoriente diventa la norma, e successivamente, con il consolidarsi delle cliniche e delle scuole per ostetriche (l'autrice sottolinea tuttavia come, soprattutto in ambienti rurali, il parto sia stato teatro dell'operato e della solidarietà femminile fino a un'epoca

molto recente; pp. 12-13). Il volume analizza il fenomeno del parto nell'Occidente cristiano, senza focalizzarsi su una specifica regione geografica (pur privilegiando le fonti testuali provenienti da Francia, Italia e Spagna). Vengono menzionati gli autori classici della medicina araba, tuttavia, forse per ragioni di spazio e di finalità editoriali, l'indagine non si estende alle tradizioni e ai testi di gruppi minoritari (un'eccezione degna di nota è la breve discussione relativa al caso dell'ostetrica ebrea Floreta, alle pp. 67-68, o di alcune osservazioni cliniche del medico ebreo-marrano Amato Lusitano, alle pp. 112-115). La prospettiva di *longue durée* adottata dall'autrice e l'estensione geografica dell'indagine consentono di valutare i fenomeni trattati in un'ottica d'insieme e con attenzione alle dinamiche di continuità e di cambiamento. Ad esempio, risulta evidente come fino ad un'epoca relativamente recente il medico e il chirurgo non entrassero nella scena del parto, se non nel caso infausto di un parto che volgeva al peggio (ma, anche in questo caso, raramente), e come queste figure professionali attingessero le loro conoscenze sul parto da racconti indiretti e non dall'esperienza pratica. Ci si rende conto anche come l'uso di oggetti che, da una prospettiva etica moderna possono definirsi magici, fossero riconosciuti (e utilizzati?) anche da medici ed ecclesiastici, ovvero da coloro che afferivano a tradizioni erudite. Allo stesso modo, si possono apprezzare anche importanti momenti di cesura, come nel caso del Concilio di Trento e della Controriforma, quando i rinnovati dogmi religiosi, ed in particolare la crescente rilevanza del battesimo, contribuirono a trasformare la prassi medica del cesareo, introducendo la pratica dell'intervento su donna viva.

Analogamente ad altri volumi già pubblicati nella medesima collana «Einaudi Storia», *Le meraviglie del parto* risulta un'opera in grado di catturare l'interesse di un vasto pubblico, offrendo una scrittura fluida e accessibile. L'opera si prospetta come un esempio didattico di notevole interesse per i corsi universitari di storia, offrendo agli studenti un modello di come sia possibile integrare diverse tipologie di fonti storiche. Per gli specialisti, in particolare per coloro che studiano la storia della medicina e delle donne in altri contesti storico-culturali, l'opera di Alessandra Foscati offre una panoramica ben organizzata del fenomeno del parto nel mondo cristiano premoderno, con spunti utili che potranno essere approfonditi anche grazie all'apparato di note alla fine del volume.

* La presente recensione è stata scritta nel contesto della ricerca di Alessia Bellusci, JeWit: Jewish Women in Pre-modern Italy: Magic, Medicine and the Inquisition, finanziata dall'Unione Europea (MSCA PF, JeWit, Progetto n. 101151621). Le opinioni e i pareri espressi sono tuttavia esclusivamente quelli dell'autrice e non riflettono necessariamente quelli dell'Unione Europea o dell'Agenzia Esecutiva del Consiglio Europeo della Ricerca. Né l'Unione Europea né l'autorità che ha concesso il finanziamento possono essere ritenute responsabili per essi.

Maher Charif, Issam Nassar
I Palestinesi

Review by: Mara Dissegna

Authors: Maher Charif, Issam Nassar
Title: I Palestinesi. Storia di un popolo e dei suoi movimenti nazionali
Place: Roma
Publisher: Carocci
Year: 2025
ISBN: 9788829027217
URL: https://www.carocci.it/prodotto/i-palestinesi
Citation
M. Dissegna, review of Maher Charif, Issam Nassar, I Palestinesi. Storia di un popolo e dei suoi movimenti nazionali, Roma, Carocci, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/i-palestinesi-mara-dissegna/

In un momento storico in cui le vicende mediorientali sono parte della cronaca quotidiana, un volume come quello di Maher Charif e Issam Nassar colpisce per le diverse angolazioni con cui la storia del popolo palestinese viene analizzata.

Già nel titolo, gli autori introducono il tema centrale del volume: come le vicende di questo popolo costituiscano una lunga sequenza di diversi movimenti nazionali che portano alla formazione di un'identità precisa: quella palestinese. A partire dalla prima epoca ottomana, gli autori accompagnano il lettore attraverso secoli di storia della regione per illustrare la formazione di tale identità nazionale e arrivare ai giorni nostri.

I due autori sono importanti studiosi palestinesi. La loro formazione si sviluppa attraverso lo studio presso diverse università mediorientali, europee e statunitensi, offrendo un approccio estremamente interessante alla questione, basato sull'intreccio tra fonti mediorientali e occidentali nell'analisi della situazione. Il testo nasce come volume universitario destinato agli studenti mediorientali, una sorta di punto di vista interno che, appunto per la sua destinazione d'uso, appare estremamente interessante e, al contempo, fornisce un approccio diverso da molta della letteratura sviluppatasi nell'ultimo periodo sulla tematica in questione.

L'analisi storica si basa su un approccio particolarmente interessante sotto vari punti di vista. Innanzitutto, come già detto, l'approccio "interno" della vicenda fornisce una lettura che si discosta da molte altre e offre un esempio tradotto in italiano di un testo nato in arabo nel 2018 per l'Istituto di Studi Palestinesi di Beirut.

Scorrendo poi le pagine di questo volume, che, tra l'altro, si leggono piacevolmente, gli autori accompagnano il lettore in una ricostruzione storica basata su fonti molto diverse tra loro. In primo luogo, per l'origine: abbiamo fonti istituzionali e private (report di ambasciatori come diari di viaggiatori) che rendono le descrizioni molto dinamiche grazie alla loro diversità di punti di vista. In secondo luogo, le fonti possono essere di origine mediorientale oppure occidentale. Anche in questo caso il punto di vista può cambiare, ma il racconto riesce ad amalgamare queste prospettive mostrando come questa identità palestinese si sviluppi attraverso la complessità della situazione. Le fonti poi si distinguono fra loro per tipo: si passa da fonti di storia militare a fonti di storia economica e sociale, come anche di storia diplomatica e internazionale, o anche di tipo religioso. È proprio dall'incrocio di fonti così diverse e così ben amalgamate che l'affresco storico si compone, offrendo una prospettiva che inserisce la vicenda locale in un'analisi più ampia e globale.

In questo contesto emerge quindi l'identità palestinese come qualcosa che non esiste da sempre, ma che nasce e si sviluppa poco a poco, scontrandosi e confrontandosi non solo con l'elemento ebraico, ma anche con una serie di altre vicende etniche e culturali che, piano piano, le danno forma. In questo modo, la partecipazione dell'elemento ebraico alla storia di questo popolo viene inserita in una dimensione di lungo periodo, che permette di comprendere come l'origine di diverse dinamiche sia da ricercare in un passato diverso

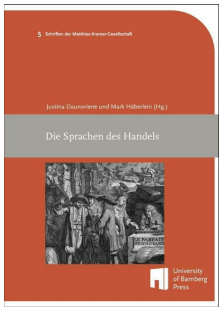
da quello che siamo abituati a credere. Un esempio di questo può essere l'origine della proprietà fondiaria palestinese, collegata all'epoca delle *tanzimat*, che ha poi creato particolari problematiche nella storia del Novecento e della convivenza ebraico-palestinese. Al contempo, le vicende locali si confrontano con quelle europee e globali, mostrando quanto l'influenza reciproca sia estremamente forte.

Il volume è corredato da un importante apparato di note a chiusura che dimostra, ancora una volta, quanto il lavoro sia estremamente approfondito e ricco di spunti di riflessione.

Rispetto alla prima edizione del 2018, la traduzione edita da Carocci presenta un capitolo finale che si interroga sul futuro dopo le vicende del 7 ottobre 2023, andando a toccare tutti i principali nodi della vicenda, sia da un punto di vista locale sia da quello internazionale. Inoltre, il volume presenta un ultimo breve contributo di Chiara Rioli con una disamina della principale bibliografia sulla tematica della storia palestinese.

Justina Daunorienė, Mark Häberlein (eds.)
Die Sprachen des Handels

Review by: Stefania Gialdroni



Editors: Justina Daunorienė, Mark Häberlein
Title: Die Sprachen des Handels
Place: Bamberg
Publisher: University of Bamberg Press
Year: 2024
ISBN: 9783989890343
URL: https://fis.uni-bamberg.de/handle/uniba/98527

Citation

S. Gialdroni, review of Justina Daunorienė, Mark Häberlein (eds.), Die Sprachen des Handels, Bamberg, University of Bamberg Press, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/die-sprachen-des-handels-stefania-gialdroni/

The relationship between commerce and multilingualism is as old as long-distance trade itself. Yet, despite the centrality of communication to mercantile activity, the «languages of commerce» have rarely been the primary focus of collective, interdisciplinary inquiry. *Die Sprachen des Handels*, edited by Justina Daunorienė and Mark Häberlein, stands out as one of the very few volumes to address this subject explicitly and systematically. Emerging from a conference organized by the Matthias-Kramer-Gesellschaft in Vilnius (28-29 September 2023), the volume brings together historians, philologists, historical linguists and scholars of language pedagogy, to explore the acquisition, mediation, and codification of commercial languages from the late Middle Ages to the twentieth century, from the Baltic and Central European urban centers to the transalpine routes and the Mediterranean world.

Placed in historiographical perspective, the volume enters into dialogue with a significant body of scholarship that has already begun to foreground communication within commercial history. An important precedent in this respect is *Merchants of Innovation. The Languages of Traders* (ed. by E.-M. Wagner *et al.*, Berlin, De Gruyter Mouton, 2017), which explicitly addresses the role of linguistic mediation, translation practices, and the circulation of commercial terminology within transregional trading networks. *Die Sprachen des Handels* builds upon and deepens this insight by shifting the analytical focus from networks to registers. While *Merchants of Innovation* highlights linguistic exchange within broader processes of economic and institutional transfer, placing the languages of commerce within a wider sociolinguistic context, the present volume systematically interrogates the internal structure of mercantile language: its pedagogical codification, its lexicographical stabilization, and its role in shaping language change. Another comparable precedent is the collective volume *Migrating Words, Migrating Merchants, Migrating Law* (ed. by S. Gialdroni *et al.*, Leiden, Brill, 2020), which explicitly places language at the center of the analysis of commercial law. Unlike many broader works on trade networks, this collection foregrounds the migration of technical vocabulary as a key to understanding the circulation of legal institutions across Mediterranean, European and Atlantic spaces. This step toward a genuinely transdisciplinary approach to the history of commerce is further developed by *Die Sprachen des Handels* by giving linguistic analysis a much more systematic and central role.

The contrast becomes even clearer when compared to large-scale collective works on trade, such as the *Routledge Handbook of Maritime Trade around Europe 1300–1600* (ed. by W. Blockmans *et al.*, London, Routledge, 2019). In that volume, Agnete Nesse's chapter – significantly titled *Trade and Language: How did Traders Communicate across Language Borders?* – poses the fundamental question of cross-linguistic interaction. Yet within the architecture of the handbook, language remains one thematic strand among others (ships, finance, urban history, maritime law). By contrast, *Die Sprachen des Handels* places linguistic practice at the center of the

investigation and treats it as a constitutive infrastructure of commerce rather than as a complementary dimension. At the same time, the book intersects with traditions of historical linguistics such as Lorenzo Tomasin's *Europa romanza* (Torino, Einaudi, 2021), where commercial exchange appears one of the many roots of European vernaculars. The present volume reverses the perspective: instead of treating trade as a contributing factor in language history, it treats language as a primary tool of economic agency.

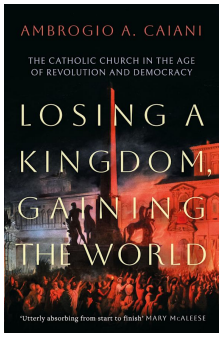
M. Häberlein's opening essay, *Kaufmannsbildung und Verständigung unter Kaufleuten in Mittelalter und Früher Neuzeit*, functions as a conceptual frame. He situates multilingual competence within the broader context of merchant education, mobility, and apprenticeship. Rather than presenting merchants as accidental polyglots, Häberlein convincingly demonstrates that language acquisition was a structural component of professional formation. His introduction establishes a key premise of the volume: communication was not ancillary to commerce, but constitutive of it. J. Daunorienė's contribution on the *Marienburger Tresslerbuch* (1399-1409) shifts the focus to a late medieval administrative source. By analyzing this account book as a repository of historical trade terminology, the essay illustrates how institutional accounting practices stabilized terminology and embedded linguistic forms (*Fachsprache*) in administrative and commercial routine. H. Glück examines the early modern *Kaufmannssprache* through four language manuals (*Sprachbücher*). His analysis foregrounds the didactic codification of commercial idioms, revealing how phrasebooks and grammars shaped expectations about appropriate mercantile communication. S.M. Newerkla's study of Christoph Warmer's ten-language *Gazophylacium* (1691) further develops this pedagogical dimension. However, this work, while highly relevant for mercantile practice, was conceived for a broader audience that included soldiers and travelers, thus testifying to the pervasive need for linguistic versatility in early modern Europe. A. Flurschütz da Cruz turns to eighteenth-century multilingual letter manuals for merchants. His contribution underscores the performative and rhetorical dimensions of commercial correspondence. M. Ressel's contribution adds a crucial diachronic dimension to the discussion of German-Italian commercial interaction. He shows how the linguistic balance between the two communities shifted over time: while Italian long retained considerable cultural prestige, by the late seventeenth century an increasing number of Italians were learning German rather than the other way around. This development reflects changing economic realities: prestige and utility no longer coincided. Focusing on the Greek Orthodox merchant diaspora in eighteenth century Vienna, S. Saracino's essay argues that Greek and German served as strategic languages within these communities. The deliberate preservation of Greek as the sole second communal language was closely linked to legal and economic autonomy, demonstrating that linguistic control was as much a commercial matter as a question of identity. M. Rocher's essay explores language teaching for future merchants in the eighteenth century, illustrating how linguistic skills were incorporated into educational frameworks for commercial training. Rather than being acquired solely through practice, language competence was progressively shaped within structured pedagogical settings. B. Marizzi moves the narrative into the early twentieth century, analyzing the transfer of German as a language of trade in Spain. His chapter situates commercial language within geopolitical and cultural transfer processes, demonstrating how economic ambition and linguistic expansion intersected in modern Europe. Finally, D. Jarmalavičius and V.J. Pukėvičiūtė explore Lithuanian commercial language in the first half of the twentieth century through the example of the 1918 *Sieben-Sprachen-Wörterbuch*. Their analysis of nominal formation processes illustrates how lexicographical efforts participated in nation-building while simultaneously responding to international trade demands.

If one desideratum may be formulated, it concerns the absence of a synthetic concluding chapter that would draw together the case studies. Nevertheless, the strength of the book lies precisely in its empirical density and methodological plurality. In sum, *Die Sprachen des Handels* will serve as an indispensable reference for historians of trade, scholars of multilingualism, and researchers interested in the entanglement of language, economy, and cultural transfer.

* The original research underpinning this review was funded by the European Research Council (ERC) under the ERC CoG MICOLL, Grant Agreement N. 101002084.

Ambrogio A. Caiani
Losing a Kingdom, Gaining the World

Review by: Gabriele Clemens



Authors: Ambrogio A. Caiani
Title: Losing a Kingdom, Gaining the World. The Catholic Church in the Age of Revolution and Democracy
Place: London
Publisher: Bloomsbury
Year: 2023
ISBN: 9781800240469
URL: https://www.bloomsbury.com/uk/losing-a-kingdom-gaining-the-world-9781800240469/
Citation
G. Clemens, review of Ambrogio A. Caiani, Losing a Kingdom, Gaining the World. The Catholic Church in the Age of Revolution and Democracy, London, Bloomsbury, 2023, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/losing-a-kingdom-gaining-the-world-gabriele-clemens/

Die rund 550 Seiten umfassende Monographie beschreibt die Geschichte der katholischen Kirche von 1700-1903, und endet mit dem Jahr, in dem Pius X. sein Amt antrat. Caiani bezeichnet die Epoche als Zeitalter der Revolutionen, womit er einen sehr weiten Revolutionsbegriff verwendet. In insgesamt zehn Kapitel geht er den Fragen nach, wie die einst komfortable Beziehungs- und Machtstrukturen zwischen Katholischer Kirche und den Staaten im 18. und 19. Jahrhundert zerfielen. In dieser Zeit stand das Papsttum wiederholt vor dem Abgrund, weigerte sich aber auf den Kirchenstaat zu verzichten war nicht einmal bereit, die Niederlage von 1870 zu akzeptieren. Caiani möchte mit seinem Buch keine Kirchengeschichte bieten, hingegen einen Beitrag zur Politik der katholischen Religion. Dabei sind die Prozesse im ausgewählten Zeitraum keine lineare Geschichte von Aufstieg und Niedergang, und auch nicht von Erneuerung und Regeneration. Der Kampf der Kirche spielte sich auf mehreren Ebenen ab: in Auseinandersetzungen mit den Staaten, in denen der Katholizismus eine bedeutende Rolle spielte, sowie in Auseinandersetzungen mit den einzelnen Landeskirchen und auf der ideologischen Ebene.

Zunächst skizziert Caiani die Allianz von Thron und Altar während des Ancien Régime. Die Römische Kirche wurde zunehmend kritisiert für ihre überdimensionierten Barockbauten, Prachtdemonstrationen; Bischöfe und Äbte wurden als maßlose Parasiten karikiert und Mönche als verschwenderisch, korrupt und sexuell ausschweifend charakterisiert. Der agrarische Landbesitz der Kirche in Europa umfasste 10-20 Prozent der Gesamtfläche und war aufgrund von Privilegien steuerbefreit. Die kirchlichen Karrieren konnten eine „Schnellspur“ zur Macht bedeuten. Hohe Kirchenämter strebten die Protagonisten weniger aufgrund von Berufung an, sondern vielmehr um Pfründe zu sammeln. Das nächste Kapitel thematisiert den Reformkatholizismus und die Aufklärung (1773-1789). Unserer zeitgenössischen Faszination für die „zukunftsweisenden“ Schriften der Aufklärer führt eindeutig zu einer Überbewertung, sie waren keineswegs repräsentativ für ihre Zeit. Sehr selten wurden von der Inquisition Fälle von Atheismus verfolgt. Nach der Amtszeit des fortschrittlichen und kulturell offenen Benedikt XIV. (1740-1758) entzweiten sich Thron und Altar zunehmend, einerseits aufgrund von Reformen innerhalb des Katholizismus. So wollten Anhänger des Jansenismus die Macht des Papstes in den Nationalkirchen beschränken und diese demokratischer gestalten. Andererseits griffen die Reformen des aufgeklärten Absolutismus katholische Bastionen an, etwa durch die Aufhebung von über 400 Klöstern durch Joseph II. in Österreich. Das Kapitel schließt Caiani mit der Spekulation ab, ob ein Reformweg für die katholische Kirche möglich gewesen wäre, wenn es nicht zur Revolution von 1789 gekommen wäre.

Diese war verbunden mit einschneidenden Maßnahmen: Alle Ordensgüter wurden verstaatlicht und verkauft, um die drückende Staatsschuld zu mindern. Mönche und Nonnen wurden nach Hause geschickt oder mit geringen Pensionen ausgestattet. Die Diözesen wurden den neu geschaffenen Verwaltungseinheiten, den Departements, angeglichen und Pfarrer und Bischöfe mussten einen Eid auf die Verfassung ablegen und wurden fortan vom Staat bezahlt. Diese Maßnahmen führen zu einer tiefgehenden Spaltung. Rund die Hälfte der Pfarrer verweigerten diesen Eid, Tausende wurden nach französisch Guyana deportiert und in der Vendée tobte ein

Bürgerkrieg zwischen Adligen, Bauern und Pfarrern auf der einen, und Revolutionären auf der anderen Seite. Im Zuge der Revolutionskriege wurde der Kirchenstaat 1797 erobert, damit endete erstmals die päpstliche «Tyrannei» (S. 173). Diese Bezeichnung ist übertrieben, denn folglich wären alle Herrscher des Ancien Régime Tyrannen gewesen. Daran schließt sich ein Kapitel zum napoleonischen Empire an. Hier wurde der Papst Pius VI. als Gefangener ins «frühe Grab» geschickt, mit 81,5 Jahren (S. 184), ein für diese Zeit geradezu biblisches Alter. Napoleons Versuche, die Spaltung der Kirche aufzuheben, gelangen nicht, zwischen Eidverweigerern und Anhängern der Staatskirche erfolgte keine Annäherung. Papst Pius VII. kooperierte zunächst, wurde dann aber ebenfalls gefangen genommen, weil er die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre unterlief. Er verbrachte Jahre in Savona und Fontainebleau, was ihn für die ländlichen Katholiken zum Märtyrer machte. Napoleon und seinem Bruder Joseph auf dem spanischen Thron übten nicht, wie hier dargestellt, eine eiserne Kontrolle über Spanien aus (S. 203). Dieses riesige Land mit seinen Gebirgsregionen ließ sich nicht militärisch kontrollieren. Hier begehrten vielmehr die katholischen Bauern gegen die Zumutungen einer rationalen Modernisierung auf.

Während der Französischen Revolution und dem napoleonischen Empire war die katholische Kirche an ihrem Tiefpunkt angelangt. Doch auf dem Wiener Kongress setzte der Gesandte Ercole Consalvi die Restauration des Kirchenstaates durch. Nach 1815 waren die Berater des zurückgekehrten Papstes zerstritten, während Consalvi auf Reformen und Liberalisierung drängte, forderten andere, unter ihnen Kardinal Bartolomeo Pacca, erfolgreich eine reaktionäre Wende. Im Kapitel über die „Resurrection“ werden die Verhältnisse der katholischen Kirche in Südamerika eingehender beleuchtet. Rom stellte sich hinter Bischöfe, die loyal gegenüber den spanischen Krone blieben, und nicht hinter jene Priester, die sich den Aufständischen anschlossen. Nach vier konservativen Päpsten, verbreitete die Wahl Pius IX. (1846-1878) kurzzeitig Hoffnung auf eine liberale Amtsführung. Kurz nach Amtsantritt führte er einige Reformen ein und verkündete eine Amnestie. Nach dem Ausbruch der 1848er Revolution erließ er notgedrungen eine Verfassung wie die anderen italienischen Herrscher auch. Im November wurde der liberale Innenminister Pellegrino Rossi auf den Stufen der Cancelleria erstochen, woraufhin Pius IX. in die Festung Gaeta floh, wo ihn der König von Neapel schützte. Er blieb dort mehrere Monate und beobachtete das Schicksal der Römischen Republik, die von französischen, spanischen und süditalienischen Truppen erfolgreich bekämpft wurde. Der Papst kehrte in einem Triumphzug zurück. In diesen Monaten im Exil mutierte er zum ultrakonservativen Machthaber. In seiner extrem langen Amtszeit versuchte er mit seinen Enzykliken die Kirche vor grundlegenden Neuerungen des 19. Jahrhunderts zu bewahren. 1864 veröffentlichte er die Enzyklika *Quanta Cura*, in der er die Religionsfreiheit und die Trennung von Kirche und Staat verurteilte. In einem Anhang von 80 Artikeln wurden die „Irrtümer“ der Moderne verurteilt: darunter der Pantheismus, der Rationalismus, der Sozialismus, der Kommunismus, liberale Forderungen nach staatlicher Schulhoheit und die Gleichstellung nichtkatholischer Konfessionen. Zeitgleich erfuhr die Volksfrömmigkeit einen erheblichen Aufschwung mit dem von ihm propagierten Kult um die unbefleckte Empfängnis Mariens. 1870 nutzte er das von ihm einberufene Konzil, um seine Unfehlbarkeit bestätigen zu lassen. In September diesen Jahres musste er dann aber ohnmächtig zusehen, wie die Truppen des italienischen Nationalstaats Rom eroberten. Er zog sich als „Gefangener“ in den Vatikan zurück und agitierte von dort aus gegen das Italienische Königreich. Den Anspruch auf sein „Königreich“ gaben weder er noch seine Nachfolger auf. Caiani postuliert, dass Pius IX. dieses zwar verloren, dafür aber weltweit an Einfluss gewonnen habe. Die letzten Kapitel widmet er dem Zeitraum nach Pius Tod bis 1903 und zeigt, wie die katholische Kirche sich gemeinsam mit den Imperialmächten in Afrika ausbreitete und dabei auch in massiver Gewalt gegenüber den Einheimischen verstrickte. Die Missionare bauten eben nicht nur Schulen und Krankenhäuser. Nicht unerwähnt bleibt auch der von der Katholischen Kirche unterstützte Antisemitismus am Beispiel der Dreyfuss-Affäre. Caiani hat eine sehr lesenswerte Überblicksdarstellung zur Kirchengeschichte basierend auf englischer, französischer und italienischer Literatur vorgelegt. Die Lektüre macht regelrecht Freude aufgrund des guten Sprachstils und der eingebauten Anekdoten. Doch hier und da fragt sich der Leser dann doch, ob die Päpste in emotionalen und/oder bedrohlichen Situationen tatsächlich geweint haben (so S. 173, 225, 227 u. 303)?

ARO
Annali
Recensioni / Reviews / Rezensionen
Online

Early Modern History

Alessandro Arcangeli, Tiziana Plebani (eds.)
Sensibilità moderne

Review by: Lisa Roscioni

Editors: Alessandro Arcangeli, Tiziana Plebani
Title: Sensibilità moderne. Storie di affetti, passioni e sensi (secoli XV-XVIII)
Place: Roma
Publisher: Carocci
Year: 2023
ISBN: 9788829017744
URL: https://www.carocci.it/prodotto/sensibilita-moderne
Citation
L. Roscioni, review of Alessandro Arcangeli, Tiziana Plebani (eds.), Sensibilità moderne. Storie di affetti, passioni e sensi (secoli XV-XVIII), Roma, Carocci, 2023, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/sensibilita-moderne-lisa-roscioni/

Sensibilità moderne. Storie di affetti, passioni e sensi (secoli XV–XVIII), a cura di Alessandro Arcangeli e Tiziana Plebani, si inserisce nel panorama storiografico italiano come un contributo maturo e consapevole a un campo di studi che, pur conoscendo da tempo una forte espansione a livello internazionale, ha faticato a trovare una sistemazione organica per l'età moderna. Già il titolo segnala una scelta teorica tutt'altro che neutra: sensibilità e non emozioni. Una scelta che va letta alla luce della riflessione storiografica ormai classica sul lessico affettivo e che trova nella densa introduzione di Arcangeli una solida giustificazione metodologica, oltre che una ricognizione aggiornata dello stato dell'arte.

Il termine emozioni, come è noto, è carico di ambiguità: anacronistico per gran parte dell'età moderna, fortemente segnato dalla psicologia ottocentesca e novecentesca, e al centro di un dibattito che ha spesso oscillato tra riduzionismo biologico e costruttivismo radicale. Arcangeli ripercorre con chiarezza questo dibattito, a partire dalla tradizione delle Annales e dal manifesto febvriano per una storia delle sensibilità, passando per le elaborazioni più recenti della storia delle emozioni, delle comunità emotive, dei regimi emotivi e delle pratiche affettive. Ne emerge una riflessione attenta tanto alle potenzialità quanto ai limiti di queste categorie, senza indulgere in facili sintesi o prese di posizione schematiche. In questo percorso, sensibilità emerge come categoria volutamente ampia, capace di tenere insieme affetti, passioni, sensi, gesti e pratiche corporee, lasciando spazio alla pluralità dei linguaggi del sentire, senza forzare il materiale storico entro griglie concettuali estranee ai contesti analizzati.

La posta in gioco non è solo terminologica. Optare per sensibilità significa spostare l'attenzione dall'interiorità individuale – spesso inafferrabile e filtrata dalle fonti – all'esperienza vissuta nella sua dimensione intersoggettiva, performativa e situata là dove il sentire non è mai puramente privato, ma si forma all'incrocio tra norme, pratiche e aspettative sociali. In questo senso, la proposta di una storia dell'esperienza, richiamata da Arcangeli anche attraverso riferimenti a Benjamin e Koselleck, consente di superare la contrapposizione sterile tra emozioni "reali" e discorsi sulle emozioni: ciò che gli storici possono indagare sono pratiche, linguaggi, dispositivi e regimi di senso che strutturano il sentire, rendendolo storicamente intelligibile.

Il volume si colloca dunque consapevolmente all'incrocio tra storia delle emozioni, storia dei sensi e storia del corpo, senza assumere una macronarrazione della modernità come punto di partenza, ma lasciando emergere piuttosto trasformazioni, tensioni e ambivalenze. La modernità evocata nel titolo è, come chiarisce l'introduzione, una cornice cronologica "debole", priva di connotazioni teleologiche forti, e proprio per questo adatta a cogliere processi di lungo periodo insieme a permanenze e discontinuità locali. Ne risulta un quadro storiografico equilibrato, capace di dialogare con la ricerca internazionale ma anche di rispondere a una specifica esigenza del contesto italiano: dare visibilità e coerenza a un insieme di studi spesso rimasti dispersi o confinati in ambiti settoriali.

Queste premesse teoriche offrono una cornice interpretativa che consente di leggere in modo unitario una serie di saggi dedicati a contesti, pratiche e figure dell'età moderna, organizzati secondo un percorso tematico più che cronologico. La disposizione dei contributi

privilegia una lettura trasversale dei fenomeni, più che una sequenza evolutiva lineare. Un primo nucleo di contributi è dedicato alla dimensione urbana e collettiva dell'esperienza sensibile. Il saggio di Elisa Novi Chavarria ricostruisce i paesaggi sensoriali di grandi città europee – Parigi, Londra, Napoli – mostrando come suoni, odori e percezioni corporee costituiscano veri e propri strumenti di orientamento nello spazio e di costruzione del significato urbano. La città emerge così come uno spazio densamente sensoriale, attraversato da gerarchie percettive e sociali, in cui il sentire è al tempo stesso esperienza cognitiva, emotiva e sociale.

Su un piano affine si colloca il contributo di Umberto Cecchinato sulla festa rinascimentale, letta nel suo progressivo slittamento da rituale collettivo a esperienza individuale. Qui la folla diventa un'arena emotiva e sensoriale, osservata tanto attraverso le pratiche partecipative quanto attraverso lo sguardo dei moralisti, attenti agli effetti del coinvolgimento corporeo ed emotivo. Anche il saggio di Antonio Chemotti sulle processioni funebri e sulla musica nella liturgia dei defunti mette in luce il ruolo decisivo dell'ascolto e della percezione sonora nella costruzione di una sensibilità condivisa, capace di tradurre emozioni e affetti in forme rituali riconoscibili.

Un secondo nucleo tematico è dedicato a figure e contesti in cui la gestione delle passioni assume una valenza normativa e disciplinare. Giulia Morosini analizza il mondo della guerra tra Quattro e Cinquecento, mostrando come emozioni e virtù – fortezza, pazienza, prudenza – siano parte integrante delle pratiche guerresche e della formazione del soldato, contribuendo a definire modelli di comportamento e ideali di mascolinità. Vincenzo Lavenia, attraverso le fonti inquisitoriali, indaga invece sentimenti inattesi, mettendo in scena inquisitori che piangono e imputati che modulano strategicamente le proprie emozioni, in un contesto in cui misericordia, controllo e autorappresentazione si intrecciano.

Particolarmente riusciti sono anche i saggi che esplorano l'universo affettivo delle relazioni interpersonali. Fernanda Alfieri ricostruisce la complessa posizione del confessore, chiamato a "sentire" senza lasciarsi travolgere, a partecipare emotivamente mantenendo una distanza necessaria, in un equilibrio sempre instabile tra empatia e disciplina di sé. Tiziana Plebani, dal canto suo, segue le trasformazioni dell'amicizia tra età moderna e Settecento, dal modello virile aristocratico alla mixité, mettendo in luce il ruolo del corpo e della sensibilità nella ridefinizione dei legami tra i sessi. Chiude il volume il contributo di Lodovica Braida sulle emozioni degli autori di fronte alla stampa, che restituisce con finezza il vissuto affettivo legato all'esposizione pubblica, alla paura del giudizio e alla perdita di controllo sull'opera, in un mercato editoriale in rapida trasformazione.

Nel complesso, *Sensibilità moderne* si presenta come un volume coerente e ben calibrato, capace di tenere insieme ambizione teorica e attenzione alle fonti. Senza pretendere di offrire una sintesi definitiva, il libro apre piste di ricerca convincenti e mostra quanto lo studio delle sensibilità possa ancora arricchire la comprensione dell'età moderna, restituendole spessore corporeo, emotivo e sensoriale e invitando a ripensare, con strumenti rinnovati, il rapporto tra esperienza individuale e costruzione storica del sentire.

Eva Ortlieb

Kaiserlicher Hofrat und kaiserliche Herrschaft unter Karl V. (1520–1556)

Review by: Sabine Ullmann

Authors: Eva Ortlieb

Title: Kaiserlicher Hofrat und kaiserliche Herrschaft unter Karl V. (1520–1556). Ein Beitrag zur Geschichte des Reichshofrats

Place: Köln

Publisher: Böhlau Verlag

Year: 2023

ISBN: 9783412529680

URL: https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/geschichte/geschichte-der-fruehen-neuzeit/58799/kaiserlicher-hofrat-und-kaiserliche-herrschaft-unter-karl-v-1520-1556?c=1541

Citation

S. Ullmann, review of Eva Ortlieb, Kaiserlicher Hofrat und kaiserliche Herrschaft unter Karl V. (1520–1556). Ein Beitrag zur Geschichte des Reichshofrats, Köln, Böhlau, 2023, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/kaiserlicher-hofrat-und-kaiserliche-herrschaft-unter-karl-v-15201556-sabine-ullmann/

Die Studie von Eva Ortlieb gehört sicher zu den wichtigsten Publikationen zur frühneuzeitlichen Reichs- und Rechtsgeschichte des letzten Jahres. Das Buch ist nicht nur ein Beitrag zur Geschichte des Reichshofrats, sondern eröffnet grundlegend neue Erkenntnisperspektiven zur kaiserlichen Herrschaft, zur Regierungszeit Kaiser Karls V. sowie zu einer erweiterten Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Reiches. Erstmals wird hier die bisher unerschlossene Überlieferung des kaiserlichen Hofrats unter Karl V. einer akribischen und methodisch fundierten Analyse unterzogen. Im Zentrum stehen dabei die Protokolle und Fallakten des Hofrats, die in den Beständen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien lagern. Die ersten beiden Teile der Studie folgen einem institutionsgeschichtlichen und prosopografischen Zugriff, das nächste Kapitel behandelt die Inanspruchnahme des Rates durch die Parteien aus einer quantitativen Perspektive, und im letzten großen Abschnitt werden die einzelnen Tätigkeitsfelder und damit die Rechtspraxis vertieft untersucht. Die präzise Sprache und die klugen Interpretationen vor dem breiten Wissenshorizont der ausgewiesenen Autorin machen die Lektüre zu einem Vergnügen. Über keinen Gegenstand wird auf den mehr als 500 Seiten nur kurz hinweggeschrieben, nichts wird nur angerissen, jeder Gedankengang ist empirisch basiert und bringt erhellende Befunde. Diese können hier nicht annähernd im Einzelnen gewürdigt werden. Ich konzentriere mich daher auf diejenigen, die für die weitere Forschung m. E. von besonderer Bedeutung sind.

Die Rekonstruktion der Schriftproduktion des Gremiums zeigt, dass der kaiserliche Rat Karls V. keineswegs, wie bisher konstatiert, in erster Linie mit wichtigen reichspolitischen Angelegenheiten befasst war, sondern vor allem mit Parteiengesuchen aus dem Reich. Seine Einbindung in das institutionelle Umfeld korrigiert das bestehende Bild von einer Konkurrenz gegenüber dem Reichskammergericht. Dieses wurde vielmehr in dieser Phase von den Hofräten in seiner Positionierung anerkannt. Der Hofrat wird zwar als Teil der Institutionenbildung des späteren Reichshofrats begriffen und in diesen Zusammenhang gestellt, allerdings ohne in ein verkürztes teleologisches Narrativ zu verfallen. Die Entwicklungsprozesse werden vielmehr in ihrer Offenheit, Widersprüchlichkeit und Vielgestaltigkeit beschrieben. Angeschoben durch die dichte Folge an Reichstagen unter Karl V. waren sie nicht das Ergebnis eines politischen Entscheidungsaktes mit einer Satzung, sondern eines Verstetigungs- und Differenzierungsvorgangs im Rahmen einer innovativen Verwaltungspraxis. Als besonders ergiebig erweist sich dabei der Ansatz den Hofrat nicht isoliert, sondern in Verbindung mit dem Reichsregiment, dem Reichstag und der Reichskanzlei darzustellen. Rekonstruiert wird weiterhin die Besetzung des Rates hinsichtlich der ständischen und geografischen Herkunft seines Personals. In einer beeindruckend umfangreichen, kleinteiligen Quellenarbeit wurden aus den Präsenzlisten der Protokolle die Präsidenten, die Reichsvizekanzler, die einzelnen Räte bis hin zu den Sekretären identifiziert und mit weiteren Daten im Anhang ausgewiesen. Dieser ist für weitere Forschungen auch deswegen wertvoll,

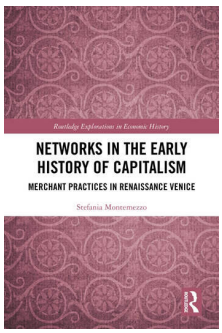
weil Ortlieb hier nicht nur die biografischen Informationen zu über 70 Personen zusammenstellt, sondern auch deren Vernetzung untereinander sowie die ihnen zuteil gewordenen Gunsterweise auflistet. Die anschließende Analyse zeigt ein klares Bild: Die Räte stammten aus dem Reich und insbesondere aus Schwaben, sie waren oft in verschiedenen Diensten als Amtsträger der Habsburger tätig und gehörten damit zur habsburgischen Klientel im Reich. Vorherrschend war bereits in dieser Phase die Zusammenarbeit von Adeligen und Gelehrten im Hofrat. Diese Rekrutierungskreise und die spezifische Ausprägung der Besetzungspolitik werden in einer eindrucksvollen Dichte belegt. Wie lukrativ die Tätigkeit im Hofrat neben einer Besoldung und der Beteiligung an Gebühren sein konnte, zeigt die Vergabe von Privilegien und anderen Zuwendungen an die Räte bis hin zur Übertragung kleiner Reichslehen.

Ausgehend von der Ermittlung dieser Akteure wendet sich Eva Ortlieb dann den von ihnen behandelten Gegenständen zu und erhellt die eigentliche Bedeutung des Rates vor dem Hintergrund seiner Arbeits- und Funktionsweisen mit bemerkenswerten Befunden. In Anspruch genommen wurde der Rat v. a. von Antragsstellern aus dem schwäbischen, dem sächsischen, dem fränkischen, dem rheinischen und dem westfälischen Reichskreis. Hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft kann Ortlieb ebenfalls ein deutliches Ergebnis vorlegen: Die Gruppe der Kurfürsten und Fürsten sowie des landsässigen Adels spielte nur eine geringe Rolle. Dagegen treten kaiserliche Amtsträger in Relation häufig auf. Dominierend ist schließlich die mittelbare, nichtadelige Bevölkerung im Reich sowie Personen, die sich in einem Aufstiegsprozess in den Adel befanden. Diese mit dem Begriff der „Untertanen“ nicht gänzlich treffend bezeichnete soziale Gruppe stellt mit ca. 40 % den größten Anteil unter den Antragsstellern dar. Die Offenlegung der behandelten Gegenstände fügt sich gut in dieses Bild. Der Hofrat war mehrheitlich mit der Erteilung von kaiserlichen Gunsterweisen sowie mit Bitten um kaiserliche Interventionen in Konflikten beschäftigt. Damit gehörte die administrative Behandlung kaiserlicher Machtbefugnisse, wie die Erteilung von Privilegien, Pfründen, Standeserhöhungen, Legitimationen, Schutzbriefen u. a. zu seinen Kernaufgaben. Unter den Konfliktfällen ragen der strafrechtliche, der geldwirtschaftliche und der hoheitsrechtliche Bereich heraus. Als Gericht im engeren Sinne wurde der Hofrat dabei selten tätig. Vielmehr hat er Parteiansuchen behandelt und damit Rechte und Befugnisse, die dem Kaiser zustanden, administrativ gehandhabt.

Reichsverfassungsgeschichte wurde bisher meist ohne den Kaiser geschrieben. Das Buch von Eva Ortlieb liefert daher die erste umfassende Analyse kaiserlicher Herrschaft aus einer struktur-, verwaltungs- und praxeologischen Sicht. Indem die normativen Befugnisse und Rechte des Kaisers erstmals systematisch in ihrer administrativen Umsetzung und Funktion sichtbar gemacht werden, eröffnet sich eine neue, faszinierende Dimension, die viele Phänomene zu Herrschaft, Verwaltung und Recht auf Reichsebene in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erst verständlich macht.

Stefania Montemezzo
Networks in the Early History of Capitalism

Review by: Cristina Setti



Authors: Stefania Montemezzo
Title: Networks in the Early History of Capitalism. Merchant Practices in Renaissance Venice
Place: London
Publisher: Taylor & Francis (Routledge)
Year: 2025
ISBN: 9781032628134
URL: https://www.routledge.com/Networks-in-the-Early-History-of-Capitalism-Merchant-Practices-in-Renaissance-Venice/Montemezzo/p/book/9781032628134
Citation
C. Setti, review of Stefania Montemezzo, Networks in the Early History of Capitalism. Merchant Practices in Renaissance Venice, London, Taylor & Francis (Routledge), 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/networks-in-the-early-history-of-capitalism-cristina-setti/

Il libro di Stefania Montemezzo ambisce a collocare lo studio del commercio marittimo veneziano del basso medioevo nel quadro della storia del capitalismo o piuttosto, come precisato dalla stessa autrice, delle «pratiche capitalistiche» (p. 7), qui riferite ai mercanti veneziani del secondo Quattrocento. Il tema riparte, aggiornandoli, dai risultati di poderosi lavori divenuti ormai quasi dei classici della storia economica veneziana del Rinascimento (si pensi ai contributi di Friedrich Lane, Ugo Tucci, Jean-Claude Hocquet, Alessio Sopracasa, Claire Judde de Larivière sulla navigazione e l'economia marittima veneziana); a differenza di questi, però, l'autrice adotta un approccio di tipo sociologico e microanalitico, fondato sullo studio dettagliato di pochi ma emblematici casi, al fine di dimostrare la resilienza e la flessibilità dell'impresa commerciale veneziana e delle sue strategie di *business*. Nello stesso tempo, tale approccio si fonda su una geografia che si vuole regionale ma che si rivela transnazionale, se non globale, essendo le piazze qui trattate (Alessandria d'Egitto, Damasco e Beirut) gli snodi fondamentali dell'interscambio euro-asiatico di seta, spezie e altri prodotti indo-cinesi con tessuti grezzi e materie prime provenienti dal Nord-Europa. L'acquisto e la riesportazione di queste merci nel Medio-Oriente mammelucco è appunto contrattata dai mercanti veneziani stessi sulla piazza di Rialto o nel Fondaco dei Tedeschi oppure, in loro vece, da commessi e intermediari presenti sulle piazze finanziarie di Londra e Bruges (pp. 76-101).

La detta impostazione metodologica è resa possibile dalla qualità, più che dalla quantità, delle fonti considerate. Montemezzo si serve della fitta trama di dati economici, finanziari, sociali e familiari provenienti dal copialettere del patrizio Marco Bembo (caso assai raro di corrispondenza commerciale, se escludiamo le ricche collezioni toscane), nonché di ciò che resta delle corrispondenze commerciali di un altro paio di patrizi-mercanti, Alvise Michiel e Giovanni Foscari. Di quest'ultimo, nipote del doge Francesco Foscari, l'autrice ha già avuto occasione di pubblicare i due libri di conto sopravvissuti, qui ora analizzati parallelamente al libro mastro di Michiel. All'occorrenza tale documentazione è integrata da fonti istituzionali, come gli atti del *Senato* e le sentenze di *Auditori Novi* e *Giudici di Petizion*, magistrature fondamentali per studiare le vertenze, oltre che le deliberazioni politiche, pertinenti al commercio marittimo dell'epoca.

I tre soggetti prescelti costituiscono ciascuno l'idealtipo del mercante veneziano del Rinascimento, vale a dire che non rappresentano casi eccezionali; pertanto, le loro memorie e rendicontazioni appaiono all'autrice basi affidabili per delineare le caratteristiche della struttura societaria più affermata nella Venezia quattrocentesca: la "fraterna", qui alternativamente comparata al modello euro-asiatico della "commenda" (pp. 38-40) e a quello della "Casa" toscana (p. 157). Questi tipi di società commerciale costituivano tre approcci diversi al commercio interculturale: mentre la fraterna si fondava sull'unità familiare patrizia (di cui rifletteva le gerarchie interne), delegando in modo controllato le operazioni di scambio ad agenti scelti accuratamente tra gli intermediari più noti, esperti e affidabili, gli altri due casi prevedevano accordi societari e di partenariato con compagnie con cui non si condivideva necessariamente una contiguità parentale, nazionale o linguistica e religiosa.

L'autrice si serve dei conti delle fraterne Foscari e Michiel per portare avanti, nei primi tre capitoli del libro, una disamina dettagliata delle rispettive strategie di business, ora giustapponendole ora comparandole; nei capitoli quarto e quinto, invece, ella si serve dei metodi della sociologia economica e della *social network analysis* per descrivere le strategie di protezione e valorizzazione del «capitale commerciale» nel quadro di una sorta di "protostoria" del capitalismo europeo. Emergono qui i rapporti tra le strategie ricostruite e le modalità di costituzione, monitoraggio, e utilizzo dei fitti *networks* di agenti ed intermediari su cui si appoggiavano i tre *resident merchants* nelle piazze fiamminga, inglese, nordafricane, egiziane e siriache.

Il fine appare a supportare la tesi centrale del libro, ossia: nonostante la volatilità dei prezzi, l'instabilità monetaria, ed un contesto politico internazionale che, a partire dalla prima guerra veneto-ottomana del 1463-1479, vede Venezia impegnata militarmente su più fronti, i mercanti-patrizi continuano a preferire di gran lunga organizzarsi in fraterne per affrontare le sfide del commercio marittimo internazionale, piuttosto che aderire a partenariati a cui delegare il controllo di rilevanti fette di mercato; società come le commende, infatti, agivano ben oltre i confini della giurisdizione e della rete consolare veneziana, esponendo ad un rischio più elevato il capitale investito, vale a dire le merci acquistate in partenza.

L'autrice mostra come le tutele garantite dalla famiglia e dalle alleanze parentali nella selezione degli agenti, così come dalla presenza a Venezia di solide istituzioni marittime, monetarie, finanziarie e giudiziarie (governate da membri di quelle stesse famiglie) rendessero di fatto inutile il ricorso a compagnie di ventura a largo raggio, permettendo al contempo libertà economiche come l'investimento individuale in *joint-venture* temporanee separate dalla contabilità familiare, il noleggio di vascelli privati (*cocche*) e l'esplorazione di mercati alternativi (pp. 19-32). D'altra parte, il sistema della navigazione pubblica, noleggiato per le merci più lussuose e pregiate (oro, argento, gioielli, sete e spezie orientali), compensava le potenziali perdite degli investimenti privati verso i mercati nord-europei (Londra e Bruges, raggiunti sia per terra che per mare), monopolizzati dagli agenti autoctoni e dunque penetrabili solo tramite intermediari accuratamente selezionati oppure con l'ottenimento di privilegi per la "nazione" veneziana ivi insediata (pp. 58-64).

In tali frangenti l'intervento delle istituzioni pubbliche nell'economia di mercato appare tutt'altro che concorrenziale o alternativo alle attività delle imprese commerciali private (come invece postulato in altri contesti da studiosi come Avner Greif e Sheilagh Ogilvie, con cui l'autrice si confronta in maniera critica soprattutto alle pp. 50-53). Anzi, lungi dal contrapporsi, lo Stato e i mercanti-patrizi si supportano a vicenda: l'uno favorendo la vendita delle merci importate dall'Oriente con incentivi economici (detassazioni, politica dei prezzi), proteggendo accordi e privilegi doganali con le diplomazie ed i servizi consolari (attivi soprattutto nei mercati islamici, a supporto di contrattazioni fondate sul baratto di merci all'ingrosso) e perseguendo in giudizio i responsabili di truffe e frodi; gli altri, noleggiando le galere pubbliche e contribuendone all'armamento. I mercanti, del resto, supportavano il fabbisogno della città di Venezia di beni sia di lusso che di beni prima necessità.

I libri di conto delle fraterne Michiel e Contarini consentono altresì di provare come l'organizzazione interna della fraterna e la diversificazione delle sue strategie di business garantisse una mitigazione del rischio sia rispetto alla necessità di protezione del capitale investito sia rispetto alla sua (ri)valorizzazione in circuiti commerciali alternativi: in ciò assume particolare rilievo lo studio accurato dei prezzi delle merci scambiate e delle loro curve (pp. 96-101), nonché delle tecniche contabili predilette dalle fraterne per monitorare la gestione del capitale (in primis la partita doppia "in stile veneziano", su cui opportunamente ci si sofferma alle pp. 32-37, evidenziandone il legame diretto con il commercio a lunga distanza). Il capitolo 3 in questo senso si dimostra particolarmente riuscito: in esso, ad esempio, l'analisi dei conti di Alvise Michiel mostra come in assenza degli acquisti di seta e spezie bloccati dal conflitto veneto-turco degli anni 1470, il mercante residente avesse importato nei porti nordafricani merci lavorate sulla base delle esigenze dei clienti, come i panni-lana feltrini rifiniti a Venezia, in cambio di olio, tappeti, polveri mediche e allume: prodotti mediterranei la cui domanda europea era destinata ad accrescersi per via della loro minor disponibilità, non trovando totale soddisfazione con le scorte immagazzinate in precedenza. Questa strategia, che aveva richiesto l'investimento nella filiera artigianale veneziana, si era rivelata vincente, almeno rispetto all'obbiettivo di preservare il volume degli scambi della fraterna Michiel anche a prezzo di minori guadagni, in attesa di tempi migliori.

La necessità di rendere ciclico l'investimento nella mercatura è motivata nel capitolo 4, dove l'accumulazione rapida del capitale commerciale avvenuta nelle città-stato italiane del Rinascimento viene identificata come la prima fase storica del capitalismo moderno. A detta dell'autrice, un commercio come quello veneziano, praticato in regime di semi-monopolio e supportato dal combinato di supporto istituzionale e scelte economiche strategiche, avrebbe avuto un «potere trasformativo» paragonabile a quello della globalizzazione e dell'industria moderne. Benché assai precedente a questi fenomeni, esso avrebbe stimolato lo sviluppo di «pratiche capitalistiche» come l'uso di strumenti finanziari «virtuali», quali appunto i depositi bancari e le "lettere di cambio" (pp. 112-142). Mentre i primi venivano usati per pagare i creditori direttamente su piazza, assicurando il versamento presso una banca o una sua filiale *in loco*, le seconde erano usate sia come mezzo di pagamento differito (perché si riferivano alla moneta di conto, preservando il valore nominale delle valute contro il rischio di caduta dell'intrinseco) sia per finanziare nuove industrie e catene di valore durante i periodi di stagnazione del movimento marittimo e commerciale (tipicamente: le guerre e le epidemie). Le lettere di cambio, evitando di ricorrere alla compravendita per baratto, avevano dunque l'effetto di generare nuova liquidità in un mercato dai prezzi instabili. Il capitale commerciale, così, veniva rimesso in circolo anche in carenza di moneta metallica, rimanendo preservato da svalutazioni e deprezzamenti eccessivi. Un altro modo per valorizzarlo era quello di investire in beni di prima necessità (vino, grano, formaggio), garanti di una «vendibilità assoluta» e dell'accesso alle catene di approvvigionamento derivate (legno per le botti, metalli per i

cerchi etc., cfr. pp. 119-126).

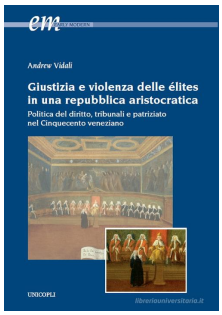
Le lettere commerciali di Bembo divengono altresì la fonte regina del capitolo 5, dedicato alla ricostruzione e all'analisi mirata dei *networks* di agenti (*commission agents* ovvero commessi, fattori) e intermediari (*brokers*, all'epoca detti sensali) che fecero la fortuna delle fraterne veneziane, permettendone la resilienza e la flessibilità nel tempo. Gli agenti venivano accuratamente selezionati dalla fraterna sulla base della loro formazione e reputazione professionale: possibilmente erano dei parenti o degli affini le cui connessioni nei mercati locali permettevano l'accesso a informazioni strategiche su prezzi, valori monetari correnti, tassi di interesse etc., così come sulle vicende politiche locali e internazionali che potevano condizionare la continuità degli scambi. Sebbene gli agenti fossero teoricamente motivati dalla natura del loro compenso (una commissione fissa su ciascuna transazione), il loro monitoraggio da parte del principale doveva essere costante, per evitare fraintendimenti o conflitti di interessi. Per assicurare loro il recapito delle lettere commerciali era inoltre necessaria la costruzione di un *network of safe passages* attraverso il coinvolgimento di altri agenti "di buona fama" o intermediari di provata moralità (come gli ecclesiastici) o affidabilità (i capitani di nave), cui erano affidati pacchi di lettere da distribuire porto per porto. L'autrice infine saggia il rapporto tra l'agente ed il suo principale analizzando il lessico e le attitudini psicologiche del secondo, caratterizzate da toni paternalistici e dalla ricorrenza di concetti come la fiducia/confidenza (*trust*) e l'onore/reputazione (*honour*).

In generale il libro di Stefania Montemezzo appare ben riuscito e di sicuro impatto scientifico: ordinato nell'argomentazione, chiarissimo nell'esposizione, riesce senz'altro a inserire l'oggetto specifico della ricerca nei dibattiti degli ultimi decenni concernenti il ruolo delle organizzazioni formali e informali nello sviluppo dell'economia preindustriale. In questo senso la scelta di rendere il testo in inglese si rivela quantomai strategica poiché ne favorisce la circolazione anche al di fuori dei circuiti accademici italiani e del ristretto (seppur affascinante) campo della storia economica di Venezia. Le tematiche affrontate sono accompagnate da grafici e tabelle dosate con misura, che registrano in poche e semplici istantanee quello che è invero un lungo e paziente lavoro di confronto con fonti ostiche come i libri di commercio del quindicesimo secolo. Proprio per questo dispiace la scelta di mantenere il bianco e nero anche su grafi, tabelle e diagrammi, ove l'assenza di colori rende difficile l'osservazione. Anche la bibliografia avrebbe potuto essere raggruppata unitariamente alla fine del libro, anziché essere ripetuta alla fine di ogni capitolo, con inevitabili ridondanze e frequenti ripetizioni di titoli. Cionondimeno, chi scrive si congratula per la finalizzazione di un lavoro che sintetizza con efficacia un'esperienza di ricerca di molti anni, svolta a livello sia nazionale che internazionale.

Andrew Vidali

Giustizia e violenza delle élites in una repubblica aristocratica

Review by: Andrea Toffolon



Authors: Andrew Vidali

Title: Giustizia e violenza delle élites in una repubblica aristocratica. Politica del diritto, tribunali e patriziato nel Cinquecento veneziano

Place: Trezzano sul Naviglio (MI)

Publisher: Unicopli

Year: 2024

ISBN: 9788840022727

URL: https://www.unicopli.it/catalogo/storia/em-early-modern-studi-di-storia-europea-protomoderna/giustizia-e-violenza-delle-elites-in-una-repubblica-aristocratica/

Citation

A. Toffolon, review of Andrew Vidali, Giustizia e violenza delle élites in una repubblica aristocratica. Politica del diritto, tribunali e patriziato nel Cinquecento veneziano, Trezzano sul Naviglio (MI), Unicopli, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/giustizia-e-violenza-delle-elites-in-una-repubblica-aristocratica-andrea-toffolon/

Il volume di Andrew Vidali mira a smentire una delle componenti del mito di Venezia, ossia la sostanziale pacificità del patriziato lagunare, e lo fa attraverso l'analisi della ritualità processuale di casi concernenti nobili veneziani tra i primi anni e gli anni Ottanta del Cinquecento. Il suo studio è centrato sull'analisi della conflittualità nobiliare veneziana e sulle relazioni che essa ebbe con il sistema dell'amministrazione della giustizia veneziana, in via di cambiamento nel corso del secolo.

I primi due capitoli servono da introduzione alle tematiche sviluppate nel corso del volume. Il primo capitolo fornisce il contesto storico e storiografico di riferimento, richiamando studi chiave di Gaetano Cozzi e, in particolare, di Claudio Povolo. Il secondo capitolo offre una disamina dei tribunali e delle magistrature che ricorrono nell'analisi dei casi, sottolineando il problema della sovrapposizione delle giurisdizioni tra le varie magistrature, che portò anche a tensioni tra istituzioni giudiziarie. Sulla base della disamina della *Prattica criminale* di Lorenzo Priori – un testo tardocinquecentesco che raccoglie la prassi processuale veneziana – Vidali introduce una tematica meritevole di ulteriori approfondimenti, ossia la vicinanza sostanziale, nella pratica, tra il sistema giuridico veneziano, caratterizzato dal forte accento consuetudinario, e la giustizia pubblica basata sullo *ius commune*, che si fondava sul diritto romano.

Alla negoziazione dell'assoluzione è dedicato il terzo capitolo. Le suppliche inviate ai tribunali, sottolinea lo studioso, facevano parte del momento extragiudiziale, ma ne rappresentavano un'informale prosecuzione: oltre a spingere il tribunale a riprendere in mano l'incartamento, esse comunicavano le modalità con cui il conflitto si era risolto. Le paci – atti notarili che sancivano la fine del conflitto e in cui spesso la famiglia dell'offeso dichiarava la rinuncia alle ostilità o all'opposizione alla richiesta di grazia dell'offensore – costituivano un momento fondamentale nella negoziazione della sanzione. Esse avevano ripercussioni non solo in ambito sociale, in quanto rappresentavano la risoluzione consuetudinaria delle inimicizie, ma anche giudiziario.

Il quarto capitolo si concentra sull'onore, «un complesso e intricato sistema di pratiche e valori» (p. 101) attivo nell'Europa moderna e tuttora in alcune società contemporanee. Vidali sviscera questa tematica, in riferimento alle costruzioni di genere e alle idee di moralità e famiglia, mostrando attraverso l'analisi di casi giudiziari l'attività dell'Avogaria di comun e della Quarantia criminale nella conservazione dell'onore e nella battaglia contro la violenza intrafamiliare, ritenuta pericolosa per la coesione sociale.

Il quinto capitolo affronta l'intervento di una delle più alte magistrature veneziane, il Consiglio dei Dieci, nella gestione processuale delle inimicizie tra patrizi. Se all'inizio del Cinquecento i Dieci intervenivano poco in tali questioni, essendo sopravanzati da Avogadori di comun, Signori di notte e Cinque anziani alla pace, dal secondo decennio il Consiglio aumentò il proprio intervento, reprimendo lo

scoppio di risse e tafferugli in luoghi sacri, arginando la violenza simbolica contro l'onore delle famiglie patrizie, e assumendo la giurisdizione su ingiurie, offese e violenze verso patrizi con ruolo pubblico. Interessante l'analisi del lessico impiegato nei documenti per comprendere se i gruppi familiari patrizi coinvolti nei conflitti si caratterizzassero come fazioni: una delle caratteristiche delle fazioni è rappresentata dalla presenza di legami verticali che travalicano le differenze di ceto, declinata con il lessico dell'aderenza. Per quanto i patrizi potessero contare su relazioni che andavano oltre le barriere di ceto, tale riferimento agli aderenti manca nei documenti veneziani: Vidali conclude opportunamente chiedendosi «se l'omissione rappresenti un artificio retorico […] per dare sostanza alle dichiarazioni di assoluta unità del patriziato veneziano che costituivano parte integrante del mito di Venezia che si stava via via sviluppando. Oppure il non voler riconoscere la presenza di aderenti all'interno delle vendette e delle inimicizie tra famiglie nobili era il frutto di una diversità più profonda, che concerneva le modalità stesse di partecipazione al conflitto? Per il momento, questa rimane una domanda aperta» (p. 143).

Riprendendo la tesi di Gaetano Cozzi sul declino dell'Avogaria di comun nel panorama giudiziario veneziano cinquecentesco, nel sesto capitolo Vidali mette a confronto l'azione dei Signori di notte e dell'Avogaria di comun adottando un'analisi quantitativa dei casi di omicidio tra patrizi. I risultati mostrano un picco dell'intervento dei Signori di notte negli anni Trenta e Cinquanta del Cinquecento, mentre l'apice dell'azione giudiziaria si colloca negli anni Dieci, dopo Agnadello, e a metà anni Trenta. Chiaro è il graduale declino di queste due magistrature nella gestione giudiziaria della violenza tra famiglie patrizie dagli anni Trenta e Quaranta del Cinquecento a favore del Consiglio dei Dieci, che si inserì in modo monopolistico nella gestione della conflittualità nobiliare lagunare. Il motivo di questo cambiamento – conclude lo storico – è probabilmente politico: forse fu la persistenza dei riti giudiziari, con salvacondotti per dimostrare l'assenza di premeditazione, fideiussioni "de non offendendo" e appello a fatti giustificativi, a spingere il Consiglio dei Dieci a sovrapporsi agli Avogadori e alla Quarantia.

Il settimo capitolo affronta l'impatto della pace nelle procedure criminali del Consiglio dei Dieci. Se la pace risultava centrale nella prima metà del Cinquecento, nella seconda metà del secolo iniziò a essere messa in discussione: nella negoziazione penale attraverso le richieste di grazia, emerge infatti la lenta svalutazione della pace ai fini dell'assoluzione. Tale interpretazione dell'atto della pace da parte dei Dieci modificò il significato socioculturale di vendette e inimicizie e fece emergere la volontà punitiva delle sentenze dei Dieci. A metà Cinquecento si acutizzò inoltre la percezione dell'allarme sociale per la conflittualità tra famiglie e gruppi patrizi. Venezia cercò così di porre un freno al duello, forma ritualizzata di confronto armato, prima ancora che le tensioni tra le parti scoppiassero e si scatenassero eccessi e violenze, proibendo anche i cartelli di sfida, pena un pesante bando con minaccia di confisca di beni in caso di ulteriori ostilità, che aveva lo scopo di spingere a riconciliarsi. Le controversie dei patrizi erano sempre più incanalate nella giustizia istituzionale, caratterizzata da una presenza sempre più invasiva del Consiglio dei Dieci, con un ruolo non tanto di mediatori, ma imponendo dall'alto la pacificazione.

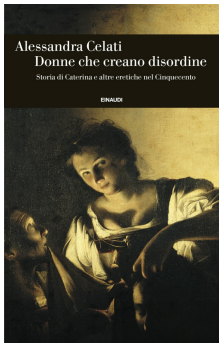
L'ottavo capitolo analizza nel dettaglio alcuni casi processuali, per evidenziare la delegittimazione della pace e quindi delle modalità consuetudinarie del conflitto e del ristabilimento degli equilibri tra le famiglie. Emerge la preminenza dei Dieci come indiscussi regolatori del conflitto nobiliare in laguna, intimanti paci con caratteristiche culturali diverse, avvertite dalle famiglie come intrusioni. Contestualmente, il maggior peso alle pratiche di riconciliazione, in cui i Procuratori di San Marco spiccano come mediatori, si configura come una risposta sociale alla politica di delegittimazione giuridico-culturale del valore della pace da parte del Consiglio dei Dieci.

Il volume di Andrew Vidali, basato sull'analisi rigorosa di un notevole numero di casi derivanti da scavo d'archivio, si presenta come un testo di riferimento per chi si interessi non soltanto di storia di Venezia, ma in generale di storia della giustizia e della violenza in età moderna. Alcune tra le molte tematiche sviluppate nel libro sarebbero meritevoli di ulteriore approfondimento, come le contiguità tra la gestione della violenza nobiliare a Venezia e nella Terraferma – un confronto auspicato dallo stesso Vidali nelle conclusioni –, il lessico delle inimicizie e le emozioni emergenti da conflitti, scontri e violenze – una tematica, quella legata a emozioni e sensi, a cui la storiografia sta recentemente prestando attenzione[1].

[1] Cfr. Alessandro Arcangeli, Tiziana Plebani (eds.), *Sensibilità moderne. Storie di affetti, passioni e sensi (secoli XV-XVIII)* , Roma, Carocci, 2023, recensito in questo stesso numero di ARO da Lisa Roscioni.

Alessandra Celati
Donne che creano disordine

Review by: Alessandro Paris



Authors: Alessandra Celati
Title: Donne che creano disordine. Storia di Caterina e altre eretiche nel Cinquecento
Place: Torino
Publisher: Einaudi
Year: 2024
ISBN: 9788806265946
URL: https://www.einaudi.it/catalogo-libri/storia/donne-che-creano-disordine-alessandra-celati-9788806265946/
Citation
A. Paris, review of Alessandra Celati, Donne che creano disordine. Storia di Caterina e altre eretiche nel Cinquecento, Torino, Einaudi, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/donne-che-creano-disordine-alessandro-paris/

Il volume di Alessandra Celati, *Donne che creano disordine. Storia di Caterina e altre eretiche nel Cinquecento*, edito da Einaudi Storia nel 2025, apre squarci inediti sui percorsi biografici di donne di bassa estrazione sociale che incontrarono la Riforma e subirono denunce e processi inquisitoriali a Venezia tra XVI e XVII secolo. Quale fu il loro coinvolgimento e con quali specificità si inserirono nella galassia del dissenso religioso italiano della prima età moderna, e – di converso – come il mutamento imposto dalla conversione impattò sulla loro condizione sociale e sui loro rapporti con l'altro sesso, costituiscono alcune delle domande primigenie della ricerca.

Nella maggior parte dei fondi archivistici dei tribunali inquisitoriali italiani, le donne hanno prevalentemente lasciato traccia di sé come accusatrici o testimoni. Sono protagoniste dei processi inquisitoriali in rarissimi casi: basti pensare che, nel pur ricco archivio veneziano dei *Savi all'eresia* scandagliato tra gli altri da Celati, le donne di ogni ceto sociale sono al centro dei processi soltanto per il 5% dei casi. Per la studiosa, tale marginalizzazione è in larga parte un prodotto «dell'approccio inquisitoriale alla repressione, di uomini cioè che consideravano la donne costitutivamente incapaci di essere eretiche», in quanto prive della tentazione di un "peccato intellettuale", «per sua natura alieno alle menti femminili» (pp. X-XI). Quandanche costoro fossero state al centro delle indagini, in molti casi le accuse a loro carico decadevano, «poiché da una parte le accusate sfruttavano le ambiguità della propria dottrina per mostrarsi inconsapevoli e incolpevoli, e dall'altra i giudici applicavano codici interpretativi e operativi in cui la clemenza discendeva dal pregiudizio» (p. XIII). Infatti, le donne nel Rinascimento continuavano ad essere per la controparte maschile la fonte per eccellenza del disordine: ingannevoli, volubili, instabili, per natura e socialmente inferiori, non potevano in alcun modo sottrarsi, o tentare di sottrarsi, ad una sottomissione che coinvolgeva anche l'ambito religioso.

Se le ricerche degli ultimi decenni sulle donne di elevata estrazione sociale che incontrarono la nuova fede in Italia hanno certamente contribuito «a scalfire una lettura univocamente maschile della Riforma» (p. XX), ricerche come quelle di Celati permettono finalmente di allargare il campo e raccontare le vite delle "donne del popolo". Pur emergendo anch'esse dai processi inquisitoriali come un «guazzabuglio di storie interrotte [...] raccontate a maschi, estorte da maschi e analizzati con le lenti dei maschi» (p. XXII), le loro vite sono talora ricomponibili incrociando tutti i ferri del mestiere propri tanto della storia delle donne e della storia di genere, quanto della storia delle emozioni e della storia urbana, nonché facendo ricorso a riuscite sperimentazioni letterarie. Celati, infatti, apre ciascun capitolo del volume con un breve racconto ispirato alle vicende processuali delle protagoniste, eccetto nel primo dove racconta in prima persona di dubbi, fatiche e meraviglie della ricerca. Al pari e insieme alla ricostruzione condotta sulle fonti, tali *istantanee* costituiscono per la studiosa «un affondo nell'intimità delle persone, dei loro pensieri, dei loro comportamenti e delle loro personalità, che sempre ci sfuggiranno ma che non smetteranno mai di attrarci» (p. XXXI).

Nel solco di una consolidata storiografia sul dissenso religioso e sull'Inquisizione della prima età moderna italiana, il volume appare

pertanto come un ricco affresco di storie femminili, messe a fuoco per la prima volta in un'ottica di genere e fortemente intrecciate alla dimensione urbana di Venezia. Nella capitale commerciale, diplomatica, editoriale e della comunicazione della prima età moderna, la Riforma penetrò nel tessuto urbano con la quotidianità delle relazioni e dei vissuti lavorativi, segnando per molte donne una via di attivazione sociale e una modalità di acquisizione di nuovi spazi di libertà individuale. Accanto alle modeste case dove risiedevano, furono le residenze dove prestavano servizio come domestiche, i mercati e le botteghe (su tutte le spezierie) a consentire loro di acquisire competenze, stringere relazioni, leggere (e farsi leggere) libri. In particolare il sestiere periferico di Cannareggio fu un centro fondamentale di diffusione della nuova fede. Qui, tra ambasciate, botteghe e spazi di forte marginalià sociale, visse e lavorò Caterina Colbertalda, la cui tortuosa vicenda biografica apre il volume e interseca poi nei successivi capitoli i percorsi di altre donne incappate in denunce inquisitoriali. Illetterata e di umili origini, dopo un primo matrimonio infelice con un uomo truffatore e violento, Caterina seppe garantirsi la sopravvivenza come serva domestica e poi come sarta, vivendo per oltre vent'anni la nuova fede all'interno di un importante network riformato.

Nel secondo capitolo le vicende processuali di alcune anabattiste fanno emergere l'ampia varietà delle modalità di conversione, il variegato rapporto con i maschi della famiglia (fratelli compresi) e la gamma di strategie di difesa adottate di fronte agli inquisitori. Da questo punto di vista, la ricerca di Celati ridimensiona fortemente il ruolo dei maschi nell'opera di proselitismo religioso femminile, evidenziando di converso come la coercizione e la violenza maschile esercitata nei confronti delle loro compagne, si traducesse da parte di queste ultime in tradimenti, denunce o mancate difese. È il caso, ad esempio, di Lucrezia delle Maddalene, che non mostrò alcuna intenzione di scagionare in sede processuale un marito violento che l'aveva abbandonata; mentre la veneziana Angelica Spadaro riuscì sempre a difendere di fronte ai giudici il consorte con cui condivideva anche la nuova fede, cedendo all'abiura soltanto dopo un anno di isolamento carcerario.

Nel quarto capitolo la studiosa affronta il tema dell'esilio familiare, ricostruendo ad esempio la storia di Aurora Clario alla fine del Cinquecento. Fuggita col marito nel regno di Polonia, ritornò a vivere, alla morte di quest'ultimo, nella Terraferma trevigiana con un giovane compagno di fede musulmana, destando da un lato clamori e denunce, ma trovando, dall'altro, un'inattesa difesa da parte del pievano locale che la considerava semplice vittima di pregiudizio.

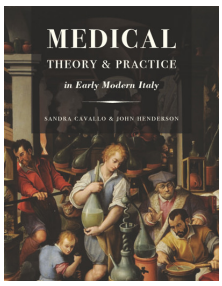
Infine, il quinto e ultimo capitolo affronta il tema dell'insubordinazione femminile alla fine del Cinquecento, tanto in ambito conventuale, quanto di fronte a forti sbilanciamenti di ceto sociale. Tra queste donne che sommarono alla sovversione dei ruoli di genere quella ai valori religiosi tradizionali, Celati si sofferma così sulla vita della poverissima e anziana Dionora Calia, mai disposta a sottomettersi alle arroganze e agli abusi degli uomini di alto rango con cui entrava in contatto per lavoro.

In conclusione, dalla varietà e dalla complessità delle storie ricostruite da Alessandra Celati emerge quale minimo comun denominatore dell'"identità ereticale femminile" una volontà di rompere ogni sorta di recinti individuali e sociali. Come dimostra la studiosa con puntiglio storiografico e insieme raffinatezza di racconto, grazie ad un'adesione (nella maggior parte dei casi libera e autonoma) alla Riforma, molte donne di bassa estrazione sociale nella Venezia del Cinque e del primo Seicento «incepparono, anche se non necessariamente in modo intenzionale, la macchina della soggezione» e seppero percorrere «una possibilità, se pur rischiosa e spesso effimera, di autoaffermazione» (p. XXIX).

Sandra Cavallo, John Henderson (eds.)

Medical Theory and Practice in Early Modern Italy

Review by: Stefano Tomassetti



Editors: Sandra Cavallo, John Henderson
Title: Medical Theory and Practice in Early Modern Italy
Place: Turnhout
Publisher: Brepols Publishers
Year: 2025
ISBN: 9781915487650
URL: https://www.brepols.net/products/IS-9781915487650-1

Citation

S. Tomassetti, review of Sandra Cavallo, John Henderson (eds.), Medical Theory and Practice in Early Modern Italy, Turnhout, Brepols Publishers, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/medical-theory-and-practice-in-early-modern-italy-stefano-tomassetti/

Il volume raccoglie dieci saggi uniti dal benemerito sforzo di esplorare il rapporto tra teorie e pratiche mediche nell'Italia moderna, mettendo a frutto una crescente consapevolezza storiografica sull'intima interrelazione tra i due domini. Il nodo è cruciale per un'epoca in cui il confronto problematico con le *auctoritates* antiche dovette fare i conti con il crescente peso epistemologico dell'empirismo e dello sperimentalismo. Ne emerge un quadro variegato, capace di problematizzare assiomi storiografici tradizionali e aprire nuove piste di indagine, offrendo letture originali di fonti, soggetti, oggetti e spazi già noti ma introducendone anche di nuovi.

La prima sezione si interroga sulle chiavi di lettura dei corpi e delle malattie. Michael Stolberg propone una revisione del «mito» storiografico per cui le malattie, secondo la medicina di matrice galenica di Cinque-Seicento, fossero causate dallo squilibrio umorale. Leggendo una dozzina di pubblicazioni di medici di formazione universitaria – con un focus specifico sulla melancolia – ne emerge un modello diverso, che insisteva sulla localizzazione delle patologie. Spesso causate da un'inefficace digestione del cibo, che determinava accumuli di materie morbose estranee, la loro cura mirava a espellere tale materia, che ostruiva o putrefaceva gli organi, o determinava tumori o vapori nocivi.
Alessandra Quaranta esamina minuziosamente l'operato di medici italiani – ma anche di curatrici – a servizio degli Asburgo nel secondo Cinquecento. Se ne evince un confronto problematico tra *auctoritates* antiche, osservazione empirica e pratiche terapeutiche tradizionali e nuove, nutrite dalla necessità di salvaguardare sia la reputazione al cospetto della comunità medica che il ruolo a corte. I due obiettivi comportavano strategie variabili, in cui caso per caso era necessario giustificare le divergenze tra teorie e prassi o allargarne la forbice per rispondere alle aspettative di guarigione dei propri patroni e pazienti.

La seconda sezione esplora alcune forme concrete di trattamento medico. Focalizzandosi sulla Roma del Seicento, Sandra Cavallo mette in discussione l'idea di un'eclissi delle pratiche preventive e purgative come effetto della crescente disponibilità di rimedi farmacologici a partire dal Cinquecento. La tesi è sostenuta indagando le pratiche di cura rintracciate nelle lettere della famiglia Spada e lo studio incrociato di due fortunati trattati di medicina pratica pubblicati a circa settant'anni di distanza (1570, 1644). Ne emerge – oltre che una crescente premura per terapie non invasive – la complementarità tra rimedi farmacologici e strategie fondate sulla "vecchia" concezione fisiologica umorale.
Lucia Dacome studia l'interazione tra disciplina e cura nel trattamento dei galeotti a Livorno. L'obbligo di remare affollate e insalubri galere conviveva con l'impiego di un'équipe di curatori che, oltre a vagliarne la robustezza, ne garantiva il controllo disciplinare e ne tutelava, con parziale successo, quel tanto di salute necessaria per rendere più efficiente la guerra di corsa. Il "bagno" dove gli schiavi erano alloggiati in terraferma fu anche uno spazio di prevenzione e cura, al netto di abusi e ricorrenti malattie: era perciò dotato di un ospedale, che fu pure luogo di osservazione medica, in vita e *post mortem*, e sperimentazione di nuovi trattamenti terapeutici.

La terza sezione è focalizzata sui rimedi farmaceutici. Elisa Andretta studia quelli minerali tramite l'opera del medico papale Michele Mercati (1541-1593). Combinando collezionismo, studio della natura ed esperienza di cura, l'archiatra enfatizzava il valore terapeutico

di pietre preziose, terre e metalli. Questo sforzo si inquadrava in più ampi propositi scientifici, politici e religiosi, concretizzati nell'allestimento della *Metallotheca vaticana*, un museo descritto nell'omonimo libro: promuovere una *materia* trascurata dagli antichi e sottrarla al monopolio epistemologico dei tedeschi protestanti, affermando il ruolo pontificio nella promozione di un sapere di alto valore curativo e caritativo.

Sharon Strocchia ricostruisce i nodi commerciali ed epistemologici sottostanti all'introduzione in Europa della *materia medica* del Nuovo Mondo. Svela la storia del balsamo indiano, ritenuto un succedaneo della teriaca: coltivato a Hispaniola da fine Quattrocento, fu agevolmente introdotto in Spagna tramite accorte strategie commerciali. Fu più arduo far breccia presso le autorità politiche e mediche fiorentine: dopo vari e inefficaci test sensoriali e sperimentazioni su cavie umane e animali, fu introdotto nel Ricettario ufficiale (1567) con una riluttanza non del tutto vinta dalla sua crescente fortuna presso artigiani e professionisti della salute.

Rimanendo a Firenze, Gaston J. Basile si concentra sulle acque medicinali e cosmetiche. Ne evidenzia anzitutto l'integrazione nei manuali per speziali e nella farmacopea ufficiale, dove furono accolte nel Cinquecento. La progressiva apertura teorica e normativa al loro impiego era però surclassata dal massiccio uso concreto delle acque, riscontrato nella letteratura dei segreti e in ricettari di corte e ospedalieri: acque distillate o decotte, preposte ad usi curativi, preventivi e cosmetici, erano sperimentate, prodotte, vendute e impiegate su larga scala, coinvolgendo alchimisti, distillatori, profumieri, prostitute, ciarlatani e membri della corte.

Sabrina Minuzzi evidenzia lo scarto tra norme e prassi nelle dinamiche di legittimazione, produzione e vendita di medicinali nella Venezia seicentesca. Nonostante la lunga assenza, l'inefficacia e il mancato uso della farmacopea ufficiale galenica, cui gli speziali preferivano quelle "private", la Repubblica autorizzava con misure ad hoc la commercializzazione di rimedi chimici innovativi. Inoltre, ampia era la forbice tra prezzi ufficiali e reali: clienti di varia estrazione sociale, talora anche senza prescrizione medica, ottenevano farmaci a prezzi vantaggiosi, anche in spezierie religiose teoricamente precluse alla vendita esterna.

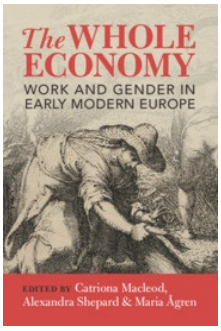
L'ultima sezione indaga la produzione di saperi nello spazio ospedaliero e nel dominio della salute pubblica. Maria Pia Donato ricostruisce una controversia chirurgica settecentesca sul trattamento delle ferite che ebbe risonanza pubblica: i *novatores* – attivi soprattutto al S. Maria Nuova di Firenze – ritenevano sufficiente bendarle e medicarle raramente, superando l'idea galenica per cui la generazione di pus fosse un segno di guarigione. Il metodo fu giustificato con argomenti che insistevano sulla razionalità, l'esperienza e l'evidenza dei dati: statistiche e storie cliniche validavano un approccio che, oltre ad allinearsi alle nuove acquisizioni della fisiologia, convergeva con l'economicità e l'efficienza richieste dagli amministratori ospedalieri.

Lavinia Maddaluno rileva le sfumature epistemologiche e politiche di una controversia sulla coltivazione di riso nella Lombardia cinque-seicentesca. Cruciali nell'economia locale, le acque stagnanti delle risaie erano ritenute foriere di malattie e spopolamento. La discussione sulla loro distanza minima dalle città determinò un conflitto tra poteri civili e vescovili per la tutela e il controllo del territorio e dei sudditi contadini. Per armonizzare economia e salute, le autorità si appellarono complementarmente al sapere dei medici, in virtù dell'expertise sul nesso salute-ambiente, e degli ingegneri, essenziale per mappare e misurare il territorio.

Il volume si candida a divenire un'opera di riferimento essenziale per chi si occupa di storia della medicina in Italia e in Europa. Dimostra compiutamente che lo studio del mutuo rapporto tra dimensione teorica e pratica offre una comprensione problematica e sfaccettata della medicina di età moderna. Si tratta di un'operazione che richiede strumenti d'indagine flessibili, fonti eterogenee e apertura a un dialogo con la storia sociale, culturale, economica e politica che, pur consolidato da tempo, dimostra di non aver ancora esaurito la sua vivacità. Le scelte terapeutiche, la circolazione dei rimedi, le dinamiche di produzione di saperi, la gestione della salute di individui e comunità non sono separabili da logiche politiche, interessi economici e commerciali e dinamiche sociali. Offrendo quest'ottica, la lettura del volume è quindi stimolante per chiunque si interroghi sui nessi tra sapere, potere e società nell'età moderna.

Catriona Macleod, Alexandra Shepard, Maria Agren (eds.)
The Whole Economy

Review by: Vivien Baumert



Editors: Catriona Macleod, Alexandra Shepard, Maria Agren
Title: The Whole Economy. Work and Gender in Early Modern Europe
Place: Cambridge
Publisher: Cambridge University Press
Year: 2023
ISBN: 97881009359368
URL: https://www.cambridge.org/it/universitypress/subjects/history/european-history-after-1450/whole-economy-work-and-gender-early-modern-europe?format=PB&isbn=9781009359368

Citation
V. Baumert, review of Catriona Macleod, Alexandra Shepard, Maria Agren (eds.), The Whole Economy. Work and Gender in Early Modern Europe, Cambridge, Cambridge University Press, 2023, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/the-whole-economy-vivien-baumert/

Lange hielten sich in der Geschichtswissenschaft Prämissen über die Definitionsräume von Arbeit, die die Bandbreite wirtschaftlicher Produktivität vergangener Gesellschaften überwiegend an ihren männlichen Teilnehmern maßen. Der Band *The Whole Economy. Work and Gender in Early Modern Europe* sieht sich in der Nachfolge früherer Studien, die die weibliche Perspektive von Arbeit in den Mittelpunkt rückten.

Margaret R. Hunt und Alexandra Shepard übernehmen die Einführung in den Band. Darin geben sie einen Überblick über geschlechtergeschichtliche Entwicklungen der frühneuzeitlichen Wirtschaftsgeschichte sowie die vielfältigen Tätigkeitsfelder von Frauen. Im Fokus stehen dabei makroökonomische Wandlungsprozesse, unter anderem in den Bereichen Textilproduktion, Landwirtschaft, Handel, Kapitalanlagen und mehr. Als Anspruch formulieren die Herausgeberinnen die Einbeziehung weiblicher Perspektiven für eine umfassendere Sicht auf die frühneuzeitliche europäische Wirtschaft und bestehen dabei auf die Sichtbarmachung von Frauen als Akteurinnen. Im Kontext des Buches heißt das konkret: Wirtschaftlicher Wandel beeinflusste das Leben und Arbeiten von Frauen nicht einfach, sondern sie produzierten ihn aktiv mit.

Die sieben thematisch groß angelegten Kapitel spiegeln zentrale Bereiche frühneuzeitlicher Arbeit wider und spielen insofern mit der inzwischen konsensual hinterfragten Dichotomie von Privat und Öffentlich, als sie sich von vermeintlich kleingruppierteren (Haushalt) hin zu annähernd gesellschaftsübergreifenden Dimensionen von Arbeit (Krieg) entwickeln.

Zu Anfang steht der Haushalt, den Maria Ågren als Auflösung der besagten Dichotomie in den Fokus rückt.«[H]ousehold economies» (S. 51) seien nicht primär als privater Konsumraum, sondern als produktiver, nach außen vernetzter und durch weibliche wie männliche «Mehrfachtätigkeit» (S. 26), also multiple Arten von Arbeit, geprägter Handlungsraum zu verstehen. Anders als bisher angenommen, so Ågren, arbeiteten auch Männer meist in mehreren Tätigkeitsfeldern und verfügten selten über eine eindeutige berufliche Identität. Alexandra Shepard beschäftigt sich indes mit den Facetten frühneuzeitlicher Care-Arbeit. Auch sie rückt dabei die Rolle von Männern in den Fokus. Sie zeigt, dass Care-Arbeit eine zentrale, häufig unbezahlte Voraussetzung wirtschaftlichen Handelns war und wesentlich zum Funktionieren der frühneuzeitlichen Gesellschaft beitrug. Shepard verdeutlicht, dass diese Tätigkeiten nicht ausschließlich von Frauen ausgeführt wurden, sondern Teil der von Ågren eingeführten pluralen und geschlechterübergreifenden Arbeitsorganisation frühneuzeitlicher Haushalte waren. Jane Whittle und Hilde Sandvik stellen im Kapitel zum Sektor Landwirtschaft heraus, wie regional

variierende Produktionsweisen auf die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern einwirkten. In Norwegen führten Frauen ihre Höfe vermehrt allein, während ihre Männer sich in der Fischerei betätigten. In Südwestengland hingegen blieb eine klarere geschlechtliche Differenzierung der Aufgaben bestehen. Die Studie macht deutlich, dass landwirtschaftliche Tätigkeiten je nach Region und Zeitraum sehr unterschiedlich organisiert waren, beweist aber auch, dass Frauen an weit mehr Arbeiten beteiligt waren, als ihnen die Forschung bislang zugestanden hat.

Carmen Sarasúas Kapitel zur ländlichen Produktion beleuchtet die besagten makroökonomischen Implikationen weiblicher Exportkraft. Frauen beteiligten sich an qualifikationsintensiven Tätigkeiten und organisierten flexible Produktionsnetzwerke, die städtische Strukturen ersetzten und den kolonialen Handel mitgestalteten. Ihre Erwerbstätigkeit beeinflusste oder durchbrach zudem etablierte Strukturen der wirtschaftlichen Partizipation, indem unverheiratete und verwitwete Frauen wirtschaftliche Unabhängigkeit erlangen konnten. Im Feld des urbanen Handels wurden Handlungsspielräume dagegen kleiner – zumindest in der Theorie. Wie Anna Bellavitis in ihrem Kapitel herausarbeitet, begegneten Frauen insbesondere im Zunftwesen verschiedenen rechtlichen Einschränkungen, die in der Praxis aber weniger streng umgesetzt wurden als angenommen. Kurz: Die Mitarbeit von Frauen war trotz zunftrechtlicher Verbotszonen unentbehrlich. Bellavitis verdeutlicht damit die Bedeutung eines diversen Quellenkorpus, das neben normativen Rechtsquellen auch tatsächliche Lebensrealitäten abbilden kann.

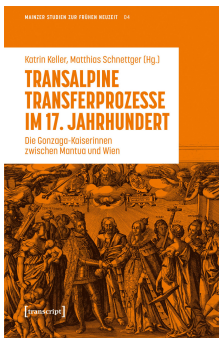
Amy Louise Erickson und Ariadne Schmidt stellen gängige Deutungen von Migration in Frage, die Frauen vor allem mit kleinräumiger und von Abhängigkeiten geprägter Mobilität verbinden. Ihre Untersuchung zeigt, dass viele Frauen allein in Städte migrierten, um dort eine Erwerbsarbeit aufzunehmen und in den unterschiedlichsten Bereichen des städtischen Arbeitsmarkts wie Gewerbe, Textilproduktion oder Dienstleistungen Anschluss fanden. Gestützt auf bislang selten herangezogene Quellen wie Heiratsregister machen die Autorinnen deutlich, dass weibliche Migration eigenständigen ökonomischen Überlegungen folgte. Frauen trafen Migrationsentscheidungen nicht lediglich als Reaktion auf männliche Familienmitglieder, sondern als aktive Teilnehmerinnen familiärer und wirtschaftlicher Strategien.

Margaret R. Hunt zeigt in ihrem Beitrag zum Thema Krieg, dass eine auf männliche Erfahrungen fokussierte Militärgeschichtsschreibung Frauen und ihre Bedeutung für die Kriegsökonomie ausblendet. Indem die Forschung entweder technische Aspekte des Krieges oder den Ausbau staatlicher Finanz- und Militärstrukturen in den Mittelpunkt stellt, bleiben weibliche Tätigkeiten weitgehend unsichtbar. Frauen erscheinen allenfalls randständig, während ihre Rolle in Versorgungsketten oder der Absicherung des zivilen Alltags kaum berücksichtigt wird. Hunt legt die Defizite bisheriger Forschungsfragen offen und plädiert dafür, Krieg als gesellschaftlichen Prozess zu begreifen, der Arbeitsweisen, Lebensbedingungen und Handlungsspielräume einer breiten Bevölkerungsschicht, das heißt der «Whole Economy», veränderte und gleichzeitig Möglichkeiten zur Partizipation eröffnete.

Der Band leistet einen wichtigen Beitrag zu einer inklusiveren, differenzierteren und realistischeren Darstellung der europäischen Wirtschaftsgeschichte mit wichtigen Impulsen zu intersektionalen Perspektiven. Ob der sinnvollen und nachvollziehbaren Strukturierung von individuelleren hin zu kollektiveren Fragestellungen fehlt ein abschließendes Kapitel, das die Ergebnisse über die Schlussfolgerungen der einzelnen Beiträge hinaus zusammenbringt und nächste Schritte für die Forschung generiert. Oftmals besteht in der geschlechterhistorischen Forschung die Tendenz, *gender* und Frau-sein als soziale Kategorien gleichzusetzen. Die Beiträge lösen dieses Problem durch ihre Quellenvielfalt und direkte Vergleiche mit männlichen Transgressionen vermeintlicher Geschlechtergrenzen, sodass zwar keine Reflexion vormoderner Geschlechterbinarität stattfindet, doch eine Verschränkung von Geschlecht deutlich wird, die die rigide Abgrenzung von weiblich und männlich hinterfragt. Insgesamt stellt *The Whole Economy* ein theoretisch reflektiertes und nachhaltig fundiertes Referenzwerk dar.

Katrin Keller, Matthias Schnettger (eds.)
Transalpine Transferprozesse im 17. Jahrhundert

Review by: Elena Taddei



Editors: Katrin Keller, Matthias Schnettger

Title: Transalpine Transferprozesse im 17. Jahrhundert. Die Gonzaga-Kaiserinnen zwischen Mantua und Wien

Place: Bielefeld

Publisher: Transcript Verlag

Year: 2025

ISBN: 9783837676365

URL: https://www.degruyterbrill.com/document/doi/10.1515/9783839476369/html

Citation

E. Taddei, review of Katrin Keller, Matthias Schnettger (eds.), Transalpine Transferprozesse im 17. Jahrhundert. Die Gonzaga-Kaiserinnen zwischen Mantua und Wien, Bielefeld, Transcript, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/transalpine-transferprozesse-im-17-jahrhundert-elena-taddei/

Der Sammelband vereinigt die Beiträge einer internationalen Tagung, die sich 2022 in Wien anlässlich des 400. Jahrestages der zweiten Eheschließung Kaiser Ferdinands II. mit Eleonora Gonzaga in Innsbruck den Transferprozessen zwischen Wien und Mantua im 17. Jahrhundert gewidmet hat. Beide mantuanischen Prinzessinnen, Eleonora d. Ä. (1598–1655) und ihre Großnichte Eleonora d. J. oder Gonzaga-Nevers (1628–1686), dritte Ehefrau von Kaiser Ferdinand III., waren über ein halbes Jahrhundert lang die Akteurinnen und Mittlerinnen von intensiven dynastischen Beziehungen zwischen dem Kaiserhaus und den Gonzaga, aber darüber hinaus auch von weitergehenden Transferprozessen zwischen dem Heiligen Römischen Reich und Italien. Diese bestanden natürlich bereits vor diesen Eheschließungen, jedoch – und das zeigen die Beiträge sehr einleuchtend – bezogen auf den Wiener Hof, war das Italienische niemals so stark präsent wie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Das gesteckte und erreichte Ziel des Bandes ist es, die Handlungsräume der beiden Gonzaga-Kaiserinnen und die von ihnen initiierten transalpinen Austauschprozesse aufzuzeigen. Diese beiden Akteurinnen sind deshalb besonders interessant, da sie als zweite und dritte kaiserliche Ehefrau nicht oder nicht dringend für die dynastische Nachfolge sorgen mussten und in ihrem Heimatfürstentum der Mantuanische Erbfolgekrieg einen Schatten auf die Beziehungen zum Kaiserhaus warf.

Der Band ist in zwei Sektionen zu sieben und acht Beiträgen eingeteilt; ein Personenregister erleichtert die Suche nach den zahlreichen genannten Akteur:innen. Die erste Sektion behandelt das Umfeld der beiden Gonzaga-Kaiserinnen vor allem von einem akteurszentrierten Ansatz aus. In den Beiträgen von Hannes Alterauge, Alice Raviola und Luca Morselli ist der Fokus auf den Heimathof in der Krisenzeit des Erbfolgekrieges gelegt. Während Katrin Keller eine dritte Eleonora, die Schwiegertochter Eleonora Magdalena von Pfalz-Neuburg, ab 1676 Ehefrau von Kaiser Leopold I., und ihre Beziehung zur mantuanischen Kaiserinwitwe beleuchtet, beschäftigen sich Andrea Isabella Basile und Claudia Curcuruto mit Subalternen wie der Familie Cavriani oder den sechs Wiener Nuntien in den dreißig Witwenjahren der Gonzaga. Bei diesem sozial differenzierten transalpinen Brückenschlag erfährt man Vieles über die Praxis der Akquisition von Informationen und ihrer Weitergabe am Hof, über Besuchsgepflogenheiten und inszenierte Kontakte. Zum Abschluss des ersten Teils zeigt Matthias Schnettger die vielen Facetten der *italianità* (Italienisch als Hofsprache, Präsenz von Italiener:innen) am Wiener Hof zur Zeit der beiden Eleonoras und stellt die Frage nach dem Selbst- und Wahrnehmungsbild hinter diesem Begriff.

Im zweiten Teil gehen die Beiträge den Austauschmomenten im Rahmen der Künste nach. Dabei werden Festmotetten als «politische Affirmation und prominenter Klangmarker innerhalb der Hochzeitsfeierlichkeiten» (Klaus Pietschmann, S. 182), Oratorien, die Eleonoras d. J. mangelhafte Lateinkenntnisse enthüllen, (Marko Deisinger), Theaterstücke als «Wissensspeicher» (Leonardo Mancini, S. 217) und insbesondere die von Eleonora d. Ä. selbst produzierten und interpretierten Ballettvorführungen (Andrea Sommer-Mathis) untersucht. Bei Letzteren ist die Mantuanerin Auftraggeberin und «ausübende Künstlerin», «Choreografin und Tanzlehrerin» (S. 233, 235) in einem.

Auf die bildenden Künste und hier vor allem auf die Darstellungen der beiden Eleonoren gehen Marion Romberg, Paolo Bertelli und Cecilia Mazzetti di Pietralata ein. 130 bildliche Quellen für die ältere, 89 für die jüngere der beiden Gonzaga-Kaiserinnen zeigen einen Höhepunkt in der medialen Kommunikation als Ehefrauen an der Seite der jeweiligen Kaiser. Mit der Witwenschaft nimmt die mediale Aufmerksamkeit für beide sichtlich ab. War Eleonora d. Ä. eine Tanzperformerin, so lebte Eleonora Gonzaga-Nevers als Laienkünstlerin ihre Talente aus. In ihrer langen Zeit am Wiener Hof erlebte sie zwei Künstlergenerationen aus vorrangig, aber nicht ausschließlich italienischen Malerschulen. Nicht nur in den bildenden Künsten haben die beiden Gonzaga-Kaiserinnen ihre Spuren hinterlassen, sondern auch in der Wiener Architektur wie Herbert Karner in seinem Beitrag aufzeigt. Dabei prägte Eleonora d. Ä. vor allem Schönbrunn mit dem Zubau des Gonzaga-Traktes, während ihre Großnichte am Ausbau des Leopoldinischen Traktes der Hofburg nicht nur finanziell beteiligt war.

Der Band verfolgt selbstverständlich, wenn man von Transferprozessen spricht, einen interdisziplinären Ansatz. Alle Beiträge sind quellengestützt, einige sehr detailreich. Korrespondenzen, Suppliken und Gesandtenberichte werden ebenso herangezogen wie unterschiedliche Objektquellen, von denen einige auch abgebildet sind. Jenseits der Austauschmomente geben die einzelnen Beispiele auch Einblicke in den fürstlichen Alltag und zeigen Entscheidungsprozesse auf. So erfahren wir, welche Strategien Eleonora d. Ä. im Mantuanischen Erbfolgekrieg zur «argumentativen Entwaffnung der Gegner Nevers» (S. 33), also zugunsten des eigentlich unter kaiserlichem Sequester stehenden Herzog Charles Gonzaga-Nevers, anführte. Mehr zu den Frauen selbst, jenseits der von Raviola untersuchten Panegyrik, erfahren wir bei Keller, die von «kulinarischen Dissonanzen» (S. 95) zwischen Eleonora Gonzaga-Nevers und ihrer Schwiegertochter hinsichtlich des großen Knoblauchkonsums der ersten spricht.

Der Sammelband ist nicht nur durch den theoretischen Rahmen der Einleitung, sondern auch durch Querverweise und Referenzen kohärent und in sich abgerundet. Er bietet ein umfassendes Bild des Umfelds und der Handlungsräume der beiden Gonzaga-Kaiserinnen. Wenn man schwerlich etwas vermissen wollte, dann vielleicht einen eigenen Beitrag zur Wissens(transfer)geschichte oder zur Medizingeschichte mit Blick auf die Leibärzte und das Körperverständnis der beiden Frauen.

Brendan Dooley, Paola Molino (eds.)
Years of News

Review by: Gabriele Caruso

Editors: Brendan Dooley, Paola Molino
Title: Years of News. Event and Narration in Early Modern Times
Place: Turnhout
Publisher: Brepols Publishers
Year: 2025
ISBN: 9781912554881
URL: https://www.brepols.net/products/978-1-912554-88-1
Citation
G. Caruso, review of Brendan Dooley, Paola Molino (eds.), Years of News. Event and Narration in Early Modern Times, Turnhout, Brepols Publishers, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/years-of-news-gabriele-caruso/

«News helped to mark the time by setting deadlines, proclaiming the end of certain phenomena and foreseeing new beginnings». Con queste parole Pasquale Palmieri introduce nel suo saggio il rapporto tra il tempo e l'informazione, tema centrale di *Years of News*, volume composto da tredici contributi di studiosi d'età moderna e curato da Brendan Dooley e Paola Molino. La struttura del libro chiarisce fin da subito l'intento dell'opera. Gli autori concentrano l'analisi su un singolo anno del Seicento, esaminando le dinamiche e il modo in cui le notizie possano aver condizionato, deciso e trasformato la storia dell'Europa del XVII secolo.

Nonostante la frammentarietà del testo, i singoli articoli e, di riflesso, gli anni considerati, riescono a creare un unico filo rosso che tiene insieme luoghi, personaggi e fasi storiche differenti. Da quanto emerge dalle circa duecentocinquanta pagine del volume, la notizia non è un semplice strumento utilizzato dagli Stati d'età moderna per informare o disinformare alleati e nemici, ma possiede un proprio spazio d'azione, composto da forme e materialità diverse, come lettere, relazioni a stampa, "avvisi" manoscritti, pamphlet, dipinti, ballate, atti performativi e tanto altro; in tal senso, il notevole numero di fonti presentato dagli autori avvalora un campo di studi che negli ultimi anni ha cercato di leggere "a una certa distanza" racconti e narrazioni appartenenti al mondo della comunicazione politica. Per esempio, come mostrato da Giulia Delogu, la Marsiglia del 1669 è da un lato una "fabbrica di notizie", dall'altro parte di un panorama "transmediale" che espande e coniuga informazioni e *fake news* in base a interessi commerciali e propagandistici.

Per Davide Boerio le notizie d'età moderna rappresentano una sorta di finestra sul mondo, strettamente ancorate ai contesti sociali e culturali che le hanno prodotte, capaci, oltretutto, di raggiungere un pubblico eterogeneo. In tal modo, se l'Europa del 1648 sente l'esigenza di monitorare e controllare le notizie provenienti dalla rivolta napoletana in corso, il mercato delle informazioni spagnolo del 1625 – messo in luce da Carmen Espejo-Cala – trova il suo massimo splendore; in quell'anno, le gazzette periodiche prodotte all'interno del *Siglo de Oro* riescono, infatti, a enfatizzare le vittorie militari di Filippo IV diventando un'arma eccezionale per il progetto politico del Conte-Duca di Olivares. Pur se efficace e ben documentato, la ricerca di singoli *turning-point* o, in questo caso, di *annus mirabilis* potrebbe indebolire lo sguardo d'insieme dei processi comunicativi rintracciabili già nel corso del Cinquecento. Tuttavia, grazie alla qualità dei saggi raccolti, *Years of News* mantiene un certo equilibrio tra le novità riscontrate e il retroterra precedente, senza trasformare pratiche consolidate in eventi "straordinari".

La suddivisione dei capitoli del saggio di Andreas Würgler *1653: Rebellion or Revolution?* offre uno schema interpretativo particolarmente adeguato agli studi sull'informazione in età moderna. La ricostruzione del flusso di notizie relativo alla guerra dei contadini svizzeri segue, infatti, una comparazione pan-europea di alcune macro-categorie decisive, quali: la quantità e la provenienza geografica; l'etichettatura pubblica dell'evento, ovvero come esso è presentato ai lettori secondo le intenzioni di chi produce e veicola l'informazione; la presenza o l'assenza dei nomi dei protagonisti. Un approccio quantitativo consente di poter evidenziare più facilmente

i rapporti di forza e di potere tra Stati. Per esempio, le tabelle comparative presentate da Joop W. Koopmans relative al 1689 olandese in due giornali a stampa, l'«Amsterdamse Courant» e l'«Oprechte Haerlemse Courant», mettono in rilievo quanto di frequente sono nominate le principali città europee; il confronto evidenzia i principali nodi della rete postale europea, inclusi i porti di Cadice e Livorno, e, al tempo stesso, segnalano la totale assenza di notizie extraeuropee, confermando il marcato eurocentrismo del sistema comunicativo.

L'ampia copertura geografica e cronologica del secolo rappresenta uno dei maggiori pregi del volume, capace di restituire il Vecchio Continente come uno spazio vivace e interconnesso. Nondimeno, la sovrapposizione di spazio e tempo può, in taluni casi, creare confusione, soprattutto se si considerano i diversi livelli di sviluppo di determinate pratiche nei vari contesti sociali; in particolare, prendendo come riferimento la ricerca di Nicholas Brownlees, nel 1623 i tipografi inglesi mostrano, rispetto al contesto italiano, una precoce attenzione alla professionalizzazione nella gestione delle notizie. Mario Infelise ricostruisce il burrascoso vissuto di Ferrante Pallavicino (1615-1644) sottolineando come le notizie riportate dallo scrittore e novellista piacentino risultino, infatti, significativamente distanti dalle fonti originali. Esagerazioni, traduzioni rielaborate e il ricorso narrativo dei "prodigi" confermano un marcato distacco di stile e di finalità rispetto alla controparte anglosassone.

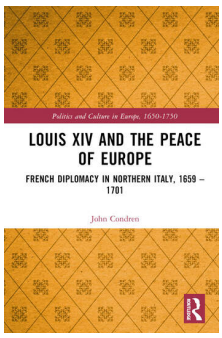
Sul finire del Seicento, due grandi eventi come l'assedio di Vienna (1683) e la morte di Carlo II di Spagna (1661-1700) sono stati, per diverse ragioni, laboratori per la comunicazione *d'Ancien Régime*. Nel primo primo caso, Pasquale Palmieri sottolinea come l'informazione elaborata nei circoli accademici è caratterizzata da discorsi afferenti all'astrologia, all'astronomia e, più in generale, alla superstizione. Anche nella circolazione delle notizie, la lettura degli eventi è filtrata secondo interpretazioni provvidenziali; in tal modo, il passaggio di una cometa diventa un messaggio divino per incoraggiare Leopoldo I a difendere Vienna contro gli Ottomani o per mettere in guardia Luigi XIV nelle ostilità contro gli ugonotti. Similmente, Marion Brétéché mostra come, all'inizio del nuovo secolo, il vuoto di potere lasciato dal sovrano spagnolo segnali un'evoluzione della stampa giornalistica destinata a consolidarsi e svilupparsi nel corso del Settecento.

«We are more and more tempted to say that news, perhaps, is life», facendo un passo indietro, nell'introduzione al volume, Brendan Dooley e Paola Molino ricordano come il progetto alla base di *Years of News* nasca dalla consapevolezza che l'informazione costituisca una categoria di studio fondamentale per l'analisi storica del nostro passato. Il volume si configura, dunque, come uno strumento per orientarsi tra documenti, suggestioni ed emozioni di un mondo dell'informazione che, dall'età moderna a oggi, continua a sollecitare la curiosità umana.

John Condren

Louis XIV and the Peace of Europe

Review by: Brian Sandberg



Authors: John Condren

Title: Louis XIV and the Peace of Europe. French Diplomacy in Northern Italy, 1659 – 1701

Place: London

Publisher: Taylor & Francis (Routledge)

Year: 2024

ISBN: 9780367691875

URL: https://www.routledge.com/Louis-XIV-and-the-Peace-of-Europe-French-Diplomacy-in-Northern-Italy-1659---1701/Condren/p/book/9780367691875

Citation

B. Sandberg, review of John Condren, Louis XIV and the Peace of Europe. French Diplomacy in Northern Italy, 1659 – 1701, London, Taylor & Francis (Routledge), 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/louis-xiv-and-the-peace-of-europe-brian-sandberg/

Northern Italy represented a site of dynastic rivalries and a frequent war zone throughout the early modern period. King Charles VIII of France (r. 1483-1498) personally led an invasion of Italy in 1494, touching off the long Italian Wars (1494-1559), as French, Imperial, and Spanish armies sought to dominate the Italian peninsula. Emperor Charles V (r. 1519-1556) and King François I of France (r. 1515-1547) vied for control of Milan in the 1510s and 1520s, expanding the wars into a broader set of Habsburg-Valois Wars waged in Italy, northern France, Flanders, and Germany. Later, King Henri IV of France (r. 1589-1610) founded the Bourbon dynasty and engaged in war against Savoy (1601). His son and successor, King Louis XIII (r. 1610-1643) sponsored military interventions in Valtellina (1620-1626) and Monferrato (1628-1630) before declaring war on the Spanish Monarchy in 1635, effectively beginning a Franco-Spanish War (1635-1659), which was fought significantly in northern Italy, paralleling the Thirty Years' War and outlasted it. King Louis XIV (r. 1643-1715) continued this legacy of Bourbon dynastic ambitions and French royal ambitions in northern Italy.

John Condren's *Louis XIV and the Peace of Europe: French Diplomacy in Northern Italy, 1659-1701* considers how *i piccoli stati* (small states) in northern Italy navigated the Bourbon-Habsburg rivalry during Louis XIV's long reign. Northern Italy remained a major theater of warfare during most of Louis XIV's many wars, and especially during the Nine Years' War (1688-1697) and the War of Spanish Succession (1701-1714). Spanish monarchical forces maintained viceregal rule over the Kingdom of the Two Sicilies and the Duchy of Milan, as well as a broader "Spanish hegemony" over much of the Italian peninsula, despite repeated French attempts to undermine or disrupt it. Louis XIV often pursued aggressive diplomatic and military policies to bully smaller states in northern Italy, but he also provided protection and mediation to Italian princes.

Condren appropriately utilizes an analytic framework of patron-client relations to examine Louis XIV's complex and changing relationships with the Italian princes in northern Italy. The book's analysis focuses especially on three small dynastic principalities: the Duchy of Parma and Piacenza (ruled by the Farnese), the Duchy of Modena and Reggio (Este), and the Duchy of Mantua and Monferrato (Gonzaga-Nevers). Condren situates these small states as operating between larger Italian states such as the Duchy of Savoy-Piedmont, the Republic of Genoa, the Grand Duchy of Tuscany, the Republic of Venice, and the Papal States. Members of the Farnese, Este, and Gonzaga-Nevers dynasty also had to negotiate carefully with the powerful Spanish, Imperial, and French monarchies that sought to dominate Italian politics.

Part I of *Louis XIV and the Peace of Europe* examines the culture of diplomacy, mediation efforts, and royal demands during Louis XIV's early reign in the 1660s and 1670s. Condren examines diplomatic networks and information exchanges developed by resident ambassadors, envoys, and other agents of dynastic states. This analysis builds on the work of Filippo de Vivo, Paul Dover, John C. Rule, and Ben S. Trotter to examine the circulation of information, news, and rumors among various diplomatic agents (pp. 17-37). French agents promoted the idea of a *pax gallica* early in the Sun King's reign's by mediating dynastic claims and territorial disputes

among Italian princes and their states. Louis XIV famously claimed to be «arbiter of war and peace» in a print of 1676 (p. 10), hoping to act as patron to Italian princely dynasties and undermine Spanish and Imperial influence in the peninsula. Yet, this royal propaganda belied the Sun King's desires to dominate northern Italy, and perhaps all of Europe. Meanwhile, Italian princely dynasties and their agents sought to promote their territorial claims, defend their dynastic interests, and navigate the intense Franco-Spanish rivalry. In chapter 2, Condren provides the example of Vincenzo Striggi-Gonzaga, who conducted careful diplomacy at the court of Louis XIV in the 1660s, seeking to secure the duke of Mantua's control of the citadel of Casale, a major fortification in Monferrato (pp. 55-58). Condren focuses chapter 3 on the Corsican Guards Affair of 1662-1665, which resulted from a «vicious armed brawl outside the Palazzo Farnese» in Rome between the Pope's Corsican Guards and French servants in August 1662 (pp. 72-73). This violence incident challenged the principle of diplomatic immunity, but also gave Louis XIV an opportunity to bully Italian princes and advance his political ambitions by aggressively threatening outright warfare.

Part II of the book focuses on Louis XIV's aggressive policies in northern Italy in the latter decades of his reign. The Sun King relentlessly sought to acquire direct of control of the citadel of Casale (Monferrato), finally seizing it 1681 (pp. 110-113). The ways in which French forces maintained their hold on Casale and threatened the Italian princes in the Po River Valley, especially Vittorio Amedeo, Duke of Savoy-Piedmont. Louis XIV sent a French fleet to bombard Genoa in May 1684 and aggressively interfered in Italian dynastic affairs throughout the 1680s, further alienating many Italian princes (pp. 128-146). Chapter 5 shows how Louis XIV's menacing attitude contributed to the formation of a broad European Grand Alliance against France during the Nine Years' War (1688-1697). The Spanish occupation of Guastalla and their arrest of the abbé de Croissy demonstrated that Louis XIV could not protect his agents and clients in northern Italy (pp. 154-155). Condren demonstrates that Louis XIV's attempts to act as a patron toward Italian princes had utterly failed. The Farnese, Este, and Gonzaga-Nevers dynasties were effectively «in the claws of the imperial eagle,» as Condren shows in chapter 6. In contrast, Vittorio Amedeo II, Duke of Savoy-Piedmont, asserted his power by joining the anti-French Grand Alliance in 1690 and fought against French forces in northern Italy, eventually seizing the key citadel of Casale in 1695 and then forcing Louis XIV to cede the fortress of Pinerolo, which had long served as a gateway for the French into northern Italy (pp. 156-159, 169-171). Condren emphasizes that the loss of these fortifications represented a strategic defeat and a massive blow to French prestige, demonstrating that «Louis XIV was incapable of dominating the *principi padani*» (p. 171).

Louis XIV and the Peace of Europe provides a brief overview of the War of the Spanish Succession (1701-1714), which broke out after Louis XIV's grandson inherited the entire Spanish monarchy and its empire. Condren observes that «the War of the Spanish Succession witnessed a defeat for Bourbon policy, both French and Spanish, in northern Italy» (p. 187). However, it might have been interesting to see how the small states of northern Italy navigated the effective dynastic merger of the French and Spanish monarchies, opposed by another grand coalition under Imperial leadership. The book's case studies of the Farnese, Este, and Gonzaga-Nevers dynasties offer new evidence on the small states in northern Italy, largely confirming recent interpretations by John A. Lynn, Guy Rowlands, Thierry Sarmant, Hervé Drévillon, and other historians who have emphasized the political and strategic costs of Louis XIV's aggressive policies of intimidation against Spain, the Spanish Netherlands, the Dutch Republic, German principalities, and Imperial Austria. Condren concludes that «ultimately, Louis XIV's failure to develop a roust and viable client system among the Italian princes, the geostrategic problems he encountered in other theatres of war and diplomacy, and the revival of Austrian Habsburg influence in Italy from the 1680s onwards, meant that, in the long run, geopolitical influence in northern Italy would not and could not be a priority for the French crown after 1713» (p. 190). Louis XIV repeatedly alienated potential clients and created new enemies, forcing his kingdom to fight against broad coalitions in major European wars. Louis XIV's successive wars shattered any illusion of Louis XIV as a peacemaker in Italy or throughout Europe.

Carlo Bazzani
Processo al “giacobinismo”

Review by: Walter Panciera

Authors: Carlo Bazzani
Title: Processo al “giacobinismo”. Paure, complotti e voci a Brescia nell’inverno di Venezia
Place: Trento
Publisher: FBK Press
Year: 2025
ISBN: 9788898989898
URL: https://books.fbk.eu/pubblicazioni/titoli/processo-al-giacobinismo/
Citation
W. Panciera, review of Carlo Bazzani, Processo al “giacobinismo”. Paure, complotti e voci a Brescia nell’inverno di Venezia, Trento, FBK Press, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/processo-al-giacobinismo-walter-panciera/

Due sono le impressioni quasi immediate che sorgono dalla lettura di questo bel volume di 237 pagine, di cui 106 riservate alla puntuale e inappuntabile trascrizione della fonte principale utilizzata. La prima è che siamo di fronte a un perfetto esempio di microstoria, che però attiene non a una dimensione socio/economica o culturale, bensì al più squisito ambito della storia politico/istituzionale. La densità delle fonti, il modo con cui vengono analizzate e quasi notomizzate, la capacità di rimontarle in una narrazione coerente e di forte spessore interpretativo, ci riporta a questo ambito storiografico, forse però ancor più alla scuola storiografica “veneta”, sempre molto fedele alle fonti primarie, che da Roberto Cessi conduce fino ai compianti Marino Berengo, Gaetano Cozzi, Paolo Preto. La seconda sensazione, quasi ovvia, è che questo libro faccia da ragionato *pendent* al precedente corposo, originale e assai significativo lavoro dell’Autore dedicato all’esperimento della repubblica bresciana del 1797 e al successivo approdo alla Cisalpina (*Dal municipio alla patria italiana. Lotte e culture politiche a Brescia, 1792-1802*, Milano, Franco Angeli, 2024, 408 pp.). Rispetto a quest’ultimo, il *Processo* suona quasi come un *prequel*, dotato però di propria autonomia logico-interpretativa, nonché di un’ottima struttura narrativa.

Il volume si divide in due parti fondamentali. Ne *La costruzione del mostro*, Bazzani ci conduce attraverso modi, temi, tempi e personaggi che contribuirono a creare tra il 1792 e il 1793 la paura di un complotto ispirato agli eventi rivoluzionari e a costruire la figura del “giacobino” come nemico, più che dello stato marciano, della morale e dei valori tradizionali, in primis la rigida gerarchia cetuale e il rispetto per la religione cattolica. Suddivisa in undici agili paragrafi, questa parte dimostra come classicamente fosse l’autorità costituita ad alimentare fobie e sospetti, allo scopo di rispondere in qualche modo alla serpeggiante inquietudine e alle pur vaghe preoccupazioni sorte in seguito alle vicende francesi.

La seconda parte, *I processi*, è dedicata a ricostruire con precisione le tre procedure d’inquisizione che dal novembre 1793 al maggio 1794 riguardarono un totale di 36 indagati, alcuni inquisiti più volte per un totale di 41 sentenze, di cui vengono ricostruite per quanto possibile le intere biografie: «il più grande processo inquisitoriale del germe “giacobino”» (p. 43). Diciamo subito che l’esito pratico di tutto il processo, basato sostanzialmente su voci infondate, su delazioni imprecise e su mere impressioni, non fu affatto sanguinario, né tanto meno utile alla causa della Serenissima. Anzi, possiamo senza dubbio concordare con l’autore che siamo di fronte a un classico caso di eterogenesi dei fini: «Quella stessa inquisizione, tuttavia, aveva avuto un effetto indesiderato. Il dissenso verso la Dominante, che serpeggiava tra i protagonisti di questa vicenda si radicalizzò e fece capire loro la necessità di spingersi oltre le semplici discussioni […]» (p. 95).

Ben ventotto assoluzioni, solo quattro reclusioni di qualche durata (al massimo 8 mesi), tre reclusioni brevissime, il resto ammonizioni davanti ai Rettori di Brescia o, nel peggiore dei casi, davanti ai temuti Inquisitori di Stato a Venezia furono gli esiti che, grazie anche alla mitezza consigliata senza dubbio dall’impalpabilità delle prove, contribuirono non a stroncare, bensì ad acuire sentimenti di rivalsa verso la Signoria Serenissima e verso il ceto dirigente cittadino accusato di essere prono ai voleri di quest’ultima. Com’è ovvio

aspettarsi, una breve ma chiara introduzione e soprattutto una conclusione dedicata al confronto storiografico, completano il testo assieme a tutti gli indici desiderabili.

E proseguiamo proprio dalla fine, cioè da come questo lavoro intende rapportarsi con una tradizione storiografica che in qualche modo voleva quasi definitivamente chiusa la questione, a partire dal classico libro di Marino Berengo (*La società veneta alla fine del Settecento*, 1956). Rispetto al giudizio di quest'ultimo, basato solo sull'esame impressionistico della sola fonte processuale e ripetuto pappagallescamente fino a tempi molto recenti, Bazzani rileva l'inconsistenza della tesi secondo la quale si trattò della manifestazione di una precoce adesione al "giacobinismo", cioè alle correnti radicali e repubblicane sorte dalla Grande rivoluzione. L'Autore dimostra, invece, senza ombra di dubbio, come i protagonisti dei processi del 1793/94 fossero ben lontani da definire se stessi come "giacobini", caso mai il contrario, come poi quasi tutti fossero inorriditi dalla caduta della monarchia dei Borbone, infine come le accuse nei loro confronti non fossero basate che su dicerie, alimentate dal clima di incertezza e di paura, che gli Inquisitori di Stato e i Rettori in un certo senso cavalcarono.

L'esame completo e accurato delle fonti indica piuttosto una frattura generazionale di un gruppo di giovani nei quali «ribolliva un profondo desiderio di indipendenza, sia dai padri e dalla famiglia, complici di voler instillare una educazione severa e antiquata, sia dalla Dominante, considerata incapace di provvedere ai bisogni della comunità» (p. 104). Se di eversivo c'era dunque qualcosa era l'avversione per un ordine sociale antiquato, dispotico e paternalistico, per una forma di governo retriva e arrogante, ancorata al dominio medievale di una città-stato che di questo stesso ordine si era fatta sempre garante. L'influenza delle vicende di Francia in questa fase fu allora quella di scuotere le coscienze, di far capire attraverso le notizie che giungevano d'oltralpe e quelle veicolate dalle "pericolose" gazzette, in particolare il letterario e moderato «Mercure de France», che il cambiamento era possibile, che gli angusti orizzonti politici della Serenissima potevano essere superati. E gli eventi successivi, ovvero la proclamazione della repubblica bresciana del 1797, dopo l'arrivo dell' *Armée d'Italie*, confermeranno la forte impronta municipalista, elitaria e scarsamente democratica del gruppo di uomini che solo dal 1795, in stretta relazione con la Francia del Direttorio, operarono per una cospirazione di sicuro anti-veneziana e non certo "giacobina" (si veda il precedente citato volume dell'Autore). Il cambiamento avvenne davvero soprattutto nel ceto dirigente con un successivo approdo di alcuni verso un ideale italiano che, come sappiamo bene, neppure la Restaurazione poté cancellare (qualcuno dei "giacobini" bresciani in questione si trovò addirittura ben riciclato nel successivo apparato della monarchia asburgica!) .

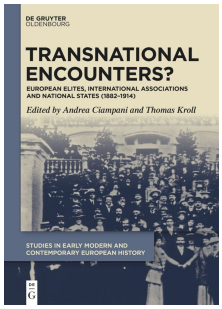
Possiamo ora ritornare all'inizio e cioè comprendere l'evidente intento polemico contenuto nella *Introduzione* al volume: «Questo lavoro si pone dunque come riflessione critica su una certa produzione storiografica che, anche negli ultimi anni, ha mostrato una crescente inclinazione a seguire modelli teorici alla moda o metodologie astratte, spesso a scapito di un confronto ravvicinato con il contesto e con le fonti primarie» (p 14). Sottoscrivo in pieno e rincaro la dose dopo aver letto il libro, dicendo io apertamente che qualche acritica ripresa dell'interpretazione, in questo caso fornita da Marino Berengo ormai settanta anni orsono, denota un'evidente caduta dell'etica legata al mestiere dello storico. Berengo propese, in modo peraltro un po' contraddittorio e in buona fede, per una estremizzazione delle posizioni degli inquisiti bresciani per motivi senza dubbio ideologici, legati a quel momento particolare, e per una lettura parziale delle fonti primarie (ma ricordiamoci però che il suo fondamentale contributo riguardava tutto lo stato marciano). In tempi più recenti, sia che si tratti di illustri accademici locali, sia di giovani professori di storia di belle speranze che vantano curricula da teorici della politica, la scarsa attenzione verso l'archivio e la superficialità del senso critico segnalano un vero rischio di *débacle* per il nostro mestiere. Se quello che conta è solo il "prodotto", non la sua qualità, né la legittimità di un'interpretazione fondata sulla lettura attenta delle fonti, il destino segnato è la perdita di significato del nostro mestiere, che si smarrisce nel seguire argomenti alla moda o nel ripetere e chiosare teorie. A questo ci richiama l'ottimo lavoro di Carlo Bazzani, assieme a tanti altri che per fortuna ancora riusciamo a "produrre".

ARO
Annali
Recensioni / Reviews / Rezensionen
Online

Contemporary History

Andrea Ciampani, Thomas Kroll (eds.)
Transnational Encounters?

Review by: Mario De Prospo



Editors: Andrea Ciampani, Thomas Kroll

Title: Transnational Encounters? European Elites, International Associations and National States (1882-1914)

Place: Berlin-Boston

Publisher: De Gruyter Oldenbourg

Year: 2025

ISBN: 9783111680590

URL: https://www.degruyterbrill.com/document/doi/10.1515/9783111680590/html

Citation

M. De Prospo, review of Andrea Ciampani, Thomas Kroll (eds.), Transnational Encounters? European Elites, International Associations and National States (1882-1914), Berlin-Boston, De Gruyter Oldenbourg, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/transnational-encounters-mario-de-prospo/

Questo volume collettaneo è dedicato all'emergere di una variegata élite transnazionale in Europa, tra gli ultimi anni del diciannovesimo secolo e lo scoppio della Prima guerra mondiale. Il tema del libro viene affrontato attraverso alcuni saggi che rappresentano dei concreti casi di studio incentrati su alcune di queste arene di socializzazione «for transnational encounters or gathering, spaces where new social and political actors emerged», sorte nei decenni di interesse e rappresentate da organizzazioni di natura non-governativa, dove «transnational elites convened exchanging information, formulating programs, and often asserting claims to influence the politics of nation-states» (p. 5).

Il manifestarsi di tali organizzazioni e il consolidarsi di queste élite permettono indubbiamente di ripercorrere l'intervallo temporale in questione sotto una luce diversa. Viene così permesso al lettore di osservare l'affermazione e il funzionamento di questi spazi e gruppi di confronto al di fuori degli ambiti dello Stato-nazione e delle logiche di competizione tra le potenze del Vecchio Continente. In un ribaltamento di prospettiva, a partire da luoghi di socializzazione settoriali, si può osservare come questi gruppi riescano, o almeno provino, a influenzare la discussione pubblica e l'agenda politica dei paesi di appartenenza, soprattutto nelle sfere economica, sociale e culturale, ponendosi non solo come semplici élite della conoscenza, ma anche come capaci di influenzare decisioni rilevanti, le agende politiche e il discorso pubblico delle società di provenienza.

Il testo si caratterizza per la ricchezza e la varietà dei casi di studio. Dopo le premesse metodologiche dei curatori che spiegano come si tiene assieme complessivamente l'opera, Giovanna Tosatti, prova a delineare, negli anni in questione, le principali dinamiche di formazione dei vertici della burocrazia italiana e come i settori più sensibili ai temi della riforma sociale si affaccino sull'arena transnazionale. Jens Späth, invece, si focalizza su un'analisi delle interazioni all'interno dell'Internazionale socialista, una cooperazione sicuramente cercata, ma non sempre facilitata dall'essere, per questi quadri, rappresentanti di strutturati e peculiari partiti nazionali e spesso più semplici se al di fuori di meccanismi di rappresentanza ufficiali. Christoph Cornelißen ci guida invece all'interno della cooperazione sviluppatasi in ambito storiografico, seguendo un processo complessivo di professionalizzazione della professione dello storico attraverso i congressi internazionali di scienze storiche e, al contempo, illustrando come questi incontri rafforzassero a livello nazionale la reputazione degli studiosi partecipanti.

Ad una dimensione di associazionismo in campo economico-sociale sono dedicati invece i contributi di Andrea Ciampani, Thomas Kroll ed Elisabetta Caroppo. I saggi sono incentrati rispettivamente sul Movimento cooperativo transnazionale, sull'Associazione internazionale di diritto del lavoro e sull'Istituto internazionale delle classi medie, istituzioni che, similmente, provarono a far emergere una prospettiva riformatrice e a interpretare il proprio ruolo come luogo di dialogo per tenere a freno la conflittualità e le prospettive più radicali, che nei contesti nazionali sembravano essere meno sotto controllo.

Fortemente legate alla realtà tedesca sono le vicende dell'Associazione internazionale di filosofia del diritto, ricostruita da Maurizio Cau, a partire dai tentativi di un gruppo di intellettuali settoriali, di imporre il proprio approccio non solo teorico, ma anche pratico al modo di fare legislazione. L'attività di questa associazione troverà importanti sponde nella tradizione di studi giuridico-filosofici del nostro paese, in un passaggio cruciale, non solo per le vicende della Germania, in cui la sfera d'azione dello Stato, e quindi anche dei legislatori, abbraccia in maniera via via più crescente i vari aspetti della vita dei propri cittadini.

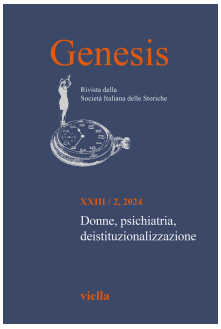
Il volume si chiude poi con il contributo del belga Peter Heyrman, che presenta un interessante strumento per lo studio delle élite, ovvero il database contestuale ODIS sviluppato dall'università di Lovanio, che consente di collegare persone, fonti e istituzioni, con l'ambizione di fornire una base informativa su cui svolgere ulteriori sforzi di ricerca sul tema.

Un libro, senza dubbio, denso, che si propone di affrontare un'ambiziosa sfida: partire da elementi consolidati nella ricerca e andare oltre. L'obiettivo dichiarato è superare una mera dimensione comparativa, guardando queste vicende con uno sguardo paneuropeo e seguendo un approccio capace di superare gli steccati noti delle diverse impostazioni storiografiche. Il punto di arrivo, nelle intenzioni degli autori, è una rinnovata sintesi che favorisce l'incontro tra la storia delle istituzioni, quella degli intrecci transnazionali e quella sociale delle élite.

Le premesse e le ambizioni di questo collettaneo sono, senza dubbio, mantenute. Anche un lettore non direttamente interessato alle vicende delle élite transnazionali europee in quei decenni può apprezzare la qualità del progetto e del risultato. Sicuramente ne può ricavare stimoli riflettendo su periodi successivi in cui gli scambi transnazionali furono ulteriormente ampliati e istituzionalizzati, e le reti relazionali abbracciarono una dimensione che andava ben oltre quella europea e le sue propaggini americane. Senz'altro i casi di studio del volume ci offrono la premessa e un possibile approfondimento all'inizio del percorso di quella che alcuni studiosi hanno identificato come «Global Community» (Arika Iriye, *Global Community: The Role of International Organizations in the Making of the Contemporary World*, Los Angeles, University of California Press, 2002) e, alternativamente, «International Society» (Erez Manela, *International Society as a Historical Subject*, in «Diplomatic History», 44/2, 2020, pp. 184-209).

Martina Salvante, Marianna Scarfone, Marica Setaro (eds.)
Donne, psichiatria, deistituzionalizzazione

Review by: Anna Grillini



Editors: Martina Salvante, Marianna Scarfone, Marica Setaro
Title: Donne, psichiatria, deistituzionalizzazione
Place: Roma
Publisher: Viella
Year: 2024
ISBN: 9791254699959
URL: https://www.viella.it/libro/9791254699959

Citation

A. Grillini, review of Martina Salvante, Marianna Scarfone, Marica Setaro (eds.), Donne, psichiatria, deistituzionalizzazione, Roma, Viella, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/donne-psichiatria-deistituzionalizzazione-anna-grillini/

Il numero monografico della rivista «Genesis», dedicato alla storia della deistituzionalizzazione da una prospettiva di genere, è stato pubblicato, non a caso, nell'anno che celebra il centenario dalla nascita di Franco Basaglia. Il volume esamina il ruolo delle professioniste della salute mentale (psichiatre, psicologhe, assistenti sociali, infermiere) e volontarie nella deistituzionalizzazione in Italia, Québec e Francia. Il contributo di queste figure femminili all'evoluzione del proprio ruolo professionale e alla costruzione dei servizi territoriali di salute mentale rimane poco indagato dalla storiografia, in favore di studi sull'opera basagliana, sulla deistituzionalizzazione o sulle voci dei pazienti. I cinque saggi approcciano, nel complesso, un arco cronologico ampio che rientra nella recente concezione di «deistituzionalizzazione di lunga durata» proposta, tra gli altri, da Smith, Long, Krisotaki nel volume collettaneo *Deinstitutionalisation and After: Post-War Psychiatry in the Western World* [1] che espande la cronologia fino a metà del diciannovesimo secolo.

Come dichiarato anche dalle curatrici nell'introduzione, uno degli obiettivi del volume è comprendere la portata, le modalità e le conseguenze delle interazioni tra deistituzionalizzazione e femminismo e questo si realizza nei tre saggi in lingua italiana, di cui due sono incentrati sul territorio piemontese. I due saggi rimanenti riguardano lo spazio francofono e sono i contributi che espandono il concetto temporale di deistituzionalizzazione, in entrambi il focus è sulle trasformazioni della professione infermieristica femminile tra le mura manicomiali. Marie-Claude Thifault e Alexandre Klein riconsiderano dichiaratamente la storiografia tradizionale che pone l'inizio del movimento di deistituzionalizzazione in Québec nel 1962, con la pubblicazione del rapporto della Commission d'étude sur les hôpitaux psychiatriques du Québec. Gli autori evidenziano come, ben prima della psichiatria moderna, sono le suore (religiose e laiche) che già a partire dall'inizio del XX secolo profondono sforzi per far fronte al sempre maggiore sovraffollamento con metodi di cura e custodia alternativi. Attraverso le storie significative di due donne, Soeur Augustine e Charlotte Tassé, si presentano tentativi come l'istituzione di una scuola per fanciulli anormali e la creazione di corsi specialistici che contribuiscono attivamente a favorire l'evoluzione della professione infermieristica e a evidenziare la possibilità di una gestione psichiatrica alternativa. I percorsi attivati dalle donne, tuttavia, sono successivamente giudicati non all'altezza di un'assistenza psichiatrica moderna e non meritevoli di essere portati avanti.

Il contributo di Mathis Lorenzo è dedicato al caso studio dell'Association de Santé Mentale Paris XII, centro principale per lo sviluppo dei servizi territoriali, quindi alternativi al manicomio, tra il 1963 e il 1985. Attraverso lo studio dell'archivio del centro di formazione infermieristico dell'istituto psichiatrico, l'autore vuole analizzare come la femminilizzazione della professione abbia gradualmente condotto a una rivalutazione della stessa, spostando il centro dell'azione dalla sorveglianza e dal semplice accudimento dei pazienti alla ricerca di un ruolo terapeutico a tutti gli effetti. Lorenzo conclude, tuttavia, che nel contesto psichiatrico la professione infermieristica rimase decisamente subordinata all'autorità medica che era ancora un'autorità prevalentemente maschile e di stampo patriarcale.

I contributi sul mondo francofono sottolineano la presenza di iniziative importanti che rappresentano un primo passo verso la

formulazione di un'alternativa all'internamento, in questo contesto l'ottica di genere assume un'importanza primaria visto che le fautrici di questi percorsi furono donne, ma evidenzia anche come i tempi non fossero ancora sufficientemente maturi per una reale considerazione del contributo femminile. I saggi sul contesto italiano si collocano, invece, nella più tradizionale cronologia sulla deistituzionalizzazione e analizzano come l'apporto femminista fu determinante ma ancora in maniera non scontata, in continuo confronto col retaggio patriarcale che era ancora ben presente, anche tra le fila del movimento basagliano.

Manoela Patti affronta la prospettiva di genere nel contesto della deistituzionalizzazione a Napoli e Palermo, negli anni '70 emerge con forza la questione dell'assenza di voci femminili nel movimento di psichiatria radicale: «se il manicomio è un'istituzione patriarcale, pure il movimento rischia di perpetuare meccanismi patriarcali» (p. 130). A Napoli la prospettiva femminista si afferma, riuscendo a opporsi a una gestione ancora perlopiù maschilista che non vuole la territorializzazione della sezione femminile e realizzando una deistituzionalizzazione specifica per le donne, per il loro particolare vissuto manicomiale. Il contesto palermitano non si caratterizza per un così proficuo scambio tra il movimento per la deistituzionalizzazione e il femminismo, la chiusura del manicomio richiese tempo e il superamento di numerosi ostacoli.

I contributi di Adorni e Tabor e Milazzo sono dedicati a Torino e Cuneo. Il capoluogo piemontese contava cinque istituti psichiatrici e oltre 4300 ricoverati nel 1968, qui i gruppi femministi si caratterizzavano per una ricerca di mediazione politica con le istituzioni e per il focus sulla sperimentazione di pratiche alternative per la deistituzionalizzazione. La peculiarità più rilevante dell'esperienza torinese fu senza dubbio la collaborazione pluriennale col terzo settore, nell'ottica di una dimissione basata su tre cardini essenziali: casa, lavoro, approccio terapeutico. Contrariamente a quello che succedeva nel capoluogo, a Cuneo il contributo delle donne alla deistituzionalizzazione non passò attraverso il movimento femminista e, secondo Milazzo, non ci fu una vera e propria presa di consapevolezza di genere. Piuttosto, si sviluppò una critica generale alla psichiatria e al modello di cura del malato. Il saggio ricostruisce il lavoro delle volontarie dell'Associazione per la lotta contro le malattie mentali, delle assistenti sociali, docenti, specialiste di arte terapia, infermiere e psichiatre nel contesto di una provincia segnata dall'esperienza partigiana ma anche pesantemente influenzata dalla religione cattolica.

Concludendo, il volume monografico è un interessante contributo, uno stimolo importante allo sviluppo di una storiografia della deistituzionalizzazione in ottica di genere. Nonostante la limitatezza degli spazi geografici e cronologici (i saggi italiani sono incentrati sul tradizionale periodo della deistituzionalizzazione), è evidente la volontà di autori e curatrici di inserire i casi studio nell'ampissimo contesto del movimento femminista anche attraverso corposi apparati bibliografici e approfondimenti che aiutano il lettore a dipanarsi nelle complesse trasformazioni culturali descritte.

[1] Despo Krisotaki, Matthew Smith, Vicky Long (eds.), *Deinstitutionalisation and After: Post-War Psychiatry in the Western World*, New York, Palgrave-Macmillan, 2016.

Antonella Salomoni
Lenin a pezzi

Review by: Mirco Carrattieri

Authors: Antonella Salomoni
Title: Lenin a pezzi. Distruggere e trasformare il passato
Place: Bologna
Publisher: Il Mulino
Year: 2024
ISBN: 9788815388094
URL: https://www.mulino.it/isbn/9788815388094

Citation
M. Carrattieri, review of Antonella Salomoni, Lenin a pezzi. Distruggere e trasformare il passato, Bologna, Il Mulino, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/lenin-a-pezzi-mirco-carrattieri/

Il volume di Antonella Salomoni si situa all'incrocio di due filoni di ricerca. Da un lato il suo lavoro pluridecennale sulle forme di costruzione della memoria pubblica e di uso della storia nel contesto russo. Dall'altra il tema, riemerso dopo l'uccisione di George Floyd nel 2020, dell'abbattimento delle statue e in generale di quella che è stata definita "cancel culture". Esso ha trovato una peculiare declinazione nell'area ex sovietica, in corrispondenza dell'invasione russa dell'Ucraina e poi del centenario della morte di Lenin. L'esperienza e la competenza di Salomoni consentono alla trattazione di superare il livello del mero dibattito politico e della polemica d'occasione per offrirci una ricerca documentata (con un'ampia letteratura internazionale) che spiega il particolare rapporto che la Russia degli ultimi 150 anni ha avuto con il tema dell'immagine politica e con l'iconoclastia. Emblematica è la vicenda del Mausoleo di Lenin sulla piazza Rossa di Mosca, con cui il libro si apre: più volte se ne è chiesta, anche da prospettive diverse, la dismissione, salvo non farne nulla, a testimonianza dell'ambiguo atteggiamento di Putin verso Lenin e in generale verso il bolscevismo, critica ideologica, ma anche uso strumentale in chiave identitaria. Proprio nel confronto tra i due Vladimir Salomoni, qui come in altre occasioni, mostra le sue raffinate capacità di analisi, rifuggendo le letture unilaterali e spiegando invece l'obliquità e anche le risonanze che segnano il rapporto del leader russo attuale con il suo illustre predecessore.

Il primo capitolo è dedicato alle azioni di distruzione dei monumenti operate dai bolscevichi subito dopo la presa del potere e sugli esordi della loro strategia di "propaganda monumentale". Salomoni mostra l'ambizione di Lenin e dei suoi di demolire il passato anche simbolicamente, per sostituirlo con una nuova tipologia di monumento, inizialmente concepito come temporaneo e di per sé contromonumentale. Si ripercorre la vicenda di alcune statue simbolo, mostrando le incertezze del percorso e le differenze tra Mosca e il resto del paese. Significativa, per il pubblico italiano, la storia della statua equestre di Alessandro III, opera dello scultore Paolo Trubeckoj (1866-1938), nato e morto sul Lago Maggiore, ma figlio di un diplomatico russo e docente a Mosca dal 1897 al 1906. Inaugurata a San Pietroburgo nel 1909, viene variamente giudicata per il suo aspetto poco monumentale; poi in regime bolscevico è più volte celata e addirittura ingabbiata; finchè nel 1937 viene smantellata e collocata al Museo Russo, dove peraltro è ripetutamente spostata; infine riprodotta nel 2021.

Nel secondo capitolo l'attenzione si concentra sulle "leniniana" cioè forme e prodotti del culto di Lenin, rilevandone fin da subito la natura polimorfa e le non poche contraddizioni. Viene ricostruita nel dettaglio la malattia che, dopo il primo ictus nel 1922, lo porta alla morte il 21 gennaio 1924. Il giorno dopo viene preso il calco del volto da Merkurov e svolta l'autopsia da parte del patologo Abrikosov; poi viene fatto l'annuncio ufficiale, singolarmente dettagliato sui particolari della malattia, del decesso e dello stato del cadavere. Il 23 gennaio il corpo è portato da Gorki a Mosca e esposto nel pomeriggio nella Sala delle Colonne della Casa dei Sindacati. Migliaia di persone lo visitano, per cui interrotto il flusso alla fine del 26 gennaio e programmati i funerali per il giorno dopo, si decide di esporre la bara scoperta in un mausoleo collocato nella piazza Rossa. In realtà già da mesi i vertici del partito si erano opposti all'idea dell'imbalsamazione, già avanzata da Stalin; e la moglie e i principali collaboratori avevano esplicitamente deplorato la trasformazione del corpo di Lenin in una reliquia cosi come l'erezione di monumenti in suo onore. Ma in poco tempo si decide altrimenti. Il

provvedimento temporaneo di imbalsamazione viene prorogato a 40 giorni e poi si studiano nuove procedure per renderlo permanente. L'obiettivo architettonico è complesso, dovendo inserirsi senza traumi nella piazza Rossa, ma dandole una nuova connotazione. L'incaricato è Scusev, che propone subito la forma del cubo, simbolo di perfezione dell'idea. In sei anni vengono realizzati tre mausolei. Il primo sorge in meno di tre giorni. Lo schizzo è pronto già la mattina del 24, il 25 viene annunciato, il 26 sono conclusi i lavori di predisposizione, in tempo per il funerale. È un cubo di legno con una gradinata e una sobria scritta "Lenin". Nelle settimane successive si decide per le pratiche di imbalsamazione permanente che vengono svolte tra marzo e luglio. A quel punto sorge il secondo mausoleo, sempre in legno e sempre su disegno di Scusev. Stavolta però la forma è quella del tronco di piramide, le dimensioni sono maggiori, vengono aggiunti il portico e le tribune. In ottobre si decide per l'erezione di una struttura stabile e in gennaio si lancia un concorso ad hoc che si chiude nell'aprile 1926. Partecipano oltre 100 concorrenti, architetti famosi ma anche dilettanti, lavoratori, studenti. Ne vengono considerati adatti 25, ma alla fine si torna all'idea di Scusev, che realizza un nuovo modello in granito. La costruzione in pietra viene realizzata dal luglio 1929 all'ottobre 1930. Il nuovo mausoleo è più alto di tre metri e ha un volume interno 12 volte maggiore. Contestualmente emerge il progetto per il Palazzo dei Soviet, a cui è dedicato il successivo capitolo del volume. L'idea di base è quella di "edificio principale" lanciata da Kirov già nel dicembre 1922, che doveva mostrare al mondo la potenza e il progresso del nuovo regime. In realtà la costruzione non verrà mai portata a termine. Il luogo prescelto è quello occupato in precedenza dalla Chiesa di Cristo Salvatore, consacrata nel 1883 e allora l'edificio più alto e largo di Mosca. Essa viene abbattuta nel 1931. La forma del nuovo Palazzo viene scelta con varie tornate concorsuali: la prima preliminare in febbraio, che seleziona 15 proposte; la seconda in luglio che ne raccoglie quasi 300; una terza nel marzo 1932 con 12 concorrenti preselezionati; infine una quarta dall'agosto 1932 al febbraio 1933 con 22 progetti in gara. Salomoni mostra come nel corso dell'iter si perda la spinta sperimentale del costruttivismo e si approdi a forme più classiche. Prevale Iofan, che viene designato come capoarchitetto, affiancato da Scuko e Gelfrejch, che completano il progetto nel febbraio 1934. Esso prevede un piedistallo di 320 m formato da tre cilindri su una base quadrata, con in cima una statua di Lenin di 100 m, una sorta di faro della società socialista, visibile da oltre 50 km di distanza. La statua si prevede più del doppio di quella della Libertà; mentre l'edificio dovrebbe superare l'Empire State Building. Davanti ad esso sono collocate una scalinata monumentale rivolta verso il Cremlino e una piazza di 100.000 metri quadri. Dentro una sala grande da 20.000 posti, con una volta alta 100 m, e una piccola di 6.000, combinando maestosità e razionalità, "democratismo sovietico e umanesimo socialista". Nel 1938 vengono ultimate le fondamenta, e si progetta il completamento dell'edificio per il 1942. Intanto la statua viene commissionata a Nasonov e Majstruck. Sono inoltre previste oltre 700 sculture e 11.000 metri quadrati di bassorilievi. Progressivamente l'accento passa dalla statua di Lenin al palazzo di Stalin, con riferimenti al suo giuramento, alla sua Costituzione, alla sua guerra. E il Palazzo, ancora virtuale, già compare in guide, dipinti, e anche, tramite effetti speciali, in pellicole dell'epoca. Ma la guerra blocca la realizzazione del progetto, che riparte solo nel 1947. Nel 1949 viene rivisto dallo stesso Iofan, abbassandolo ma armonizzandolo. Nel 1957-1958 viene bandito un nuovo concorso, che ridimensiona il programma e sposta l'edificio, mentre nella sede prevista in precedenza viene inaugurata una piscina. Il progetto viene definitivamente abbandonato all'inizio degli anni Sessanta, rilevandone l'impraticabilità tecnica, ma anche il non senso concettuale: artificioso, una scultura più che un'architettura, comunque avulso dal contesto. Ma ovviamente pesa anche la svolta politica del 1956, che si traduce anche in una eliminazione delle statue di Stalin.

Salomoni mostra invece la diversa sorte di quelle di Lenin, complessivamente più di 10.000 in Urss. Nel 2005 il giornalista Kudinov ne censisce, fotografa e cataloga quasi 15.000, di cui metà in Russia, ma oltre 5.000 anche in Ucraina. Nel 2021 ne rimangono la metà: sono sparite nei Baltici; di molto calate in Ucraina e in Kazakistan; ancora molte in Bielorussia e Asia; ridotte di sole 100 unità in Russia, dove sono ancora oltre 6.000. Il volume ricostruisce cronologie, modalità ed esiti degli abbattimenti. Fin dal dicembre 1989, per lo più a furor di popolo, vengono abbattute le statue in Polonia (come quella di Nowa Huta del 1974, già oggetto di un attentato nel 1979), in Romania (quella di Bucarest, eretta nel 1960, rimossa nel marzo 1990 e sostituita nel 2016 da un monumento alla lotta anticomunista), in Bulgaria (quella di Sofia, risalente al 1971, smontata nel gennaio 1991), in Gemania orientale (dove la statua di Berlino, inaugurata nel 1970, viene smantellata nel novembre 1991, spezzettata e sepolta). Diverse e emblematiche anche le sorti di queste statue: la prima è trasferita in un forte e poi venduta a un imprenditore svedese; la seconda sfollata in un parco in periferia; la terza depositata nel museo di arte socialista aperto nel 2011; l'ultima lasciata sepolta, salvo la testa, recuperata nel 2016 e esposta in una mostra permanente. Fenomeni simili, seppur qualche mese più tardi, riguardano anche i Baltici. Piu complessa appare invece la situazione in Ucraina. Qui i monumenti erano molti e diffusi. Dopo l'indipendenza sono considerati un segno di "schiavitù spirituale", quindi se ne avvia lo smantellamento, che avviene però in tempi diversi e secondo un gradiente geografico ovest-est. Nel 1990-1991, in corrispondenza con la desovietizzazione dei programmi scolastici, vengono tolti i monumenti nei luoghi di lavoro e studio, smobilitate le "stanze di Lenin", avviata la revisione odonomastica. Le statue di Lenin vengono rimosse nella parte occidentale del paese (quella annessa nel 1939), soprattutto per iniziativa delle autorità locali e contro il parere della Duma. A Kiev viene abbattuto il Memoriale alla grande rivoluzione socialista d'ottobre, inaugurato nel 1977. Un'altra quota di statue viene eliminata nei primi anni Duemila, nella fase della presidenza Juscenko, quando l'eredità sovietica viene radicalmente rigettata e sostituita dal rilancio di simboli nazionali. Un punto di svolta è segnato nel 2006-2007 dal dibattito sul Holodomor, nel corso del quale si arriva nel 2009 a sottrarre i monumenti sovietici dalla tutela di Stato. È anche danneggiato il monumento di Kiev, eretto nel 1946 da Merkurov e già più volte vandalizzato. Ma Lenin rimane una presenza nella maggior parte del paese, dove le sue statue e le vie a lui dedicate sono ancora moltissime. L'ultima e decisiva ondata di iconoclastia anticomunista è quella avviata nel 2013 dal partito Svoboda e culminata a fine anno nel corso della rivolta di Euromaidan, contro il tentativo di Janukovic di bloccare il processo di avvicinamento all'Europa. Nel corso delle proteste, poi definite "rivoluzione della dignità", che coinvolgono oltre un milione di persone, l'8 dicembre viene abbattutto il Lenin di Kiev . Il

granito rosso viene fatto a pezzi e distribuito come gadget; sul plinto vuoto vengono poste la bandiera ucraina e quella europea. Di lì comincia il fenomeno “leninopad”, cioè l’abbattimento sistematico delle statue rimaste come campagna collettiva di riconfigurazione identitaria. La dinamica si carica di nuovi significati con lo scoppio della guerra in Donbass nell’aprile 2014. Ne scaturisce una vera e propria battaglia attorno al Lenin di Charkiv, che viene danneggiato ma non abbattuto. Nel 2020 è stato poi sostituito con una fontana. A fine anno risultano 500 i monumenti eliminati (a cui si aggiungono quelli ad altri protagonisti della storia sovietica, all’Armata Rossa liberatrice, ai simboli comunisti), ma ancora ne rimangono oltre 1.500. A questo punto il governo si assume il compito di ufficializzare la campagna e finire il lavoro. Porosenko emana in maggio quattro decreti di decomunistizzazione, che riconoscono le organizzazioni nazionaliste, sostituiscono la definizione di “grande guerra patriottica” con quella di “Seconda guerra mondiale”, aprono gli archivi degli organi di sicurezza sovietici. Soprattutto, con il quarto provvedimento, si associa alla condanna del nazismo quella del comunismo e dei suoi simboli. Da cui una campagna, ora ufficiale, che porta alla sostituzione di oltre 50.000 toponimi e all’abbattimento di oltre 2.500 monumenti. Con l’invasione russa del febbraio 2023 si è aperta un’ulteriore fase, in cui la decomunistizzazione diventa in pratica derussificazione, perchè oltre ai vertici del partito vengono colpiti anche i militari, i simboli di unità con la Russia, i segni commemorativi dell’Armata Rossa. Poi anche i protagonisti della storia presovietica, come Caterina II o Suvorov; e infine gli scrittori in lingua russa, come Puskin. Dal giugno 2022 l’organismo preposto, emanazione del Ministero della Cultura e dell’Istituto per la memoria nazionale ha quindi fatto ricorso a un nuovo termine, parlando di “decolonizzazione” e intimando l’eliminazione dallo spazio pubblico di tutti i segni della “propaganda imperiale russa”. Ora gli enti locali hanno a disposizione una norma che permette loro di legittimare le azioni già intraprese su piccola scala per “superare i miti coloniali” e “creare una nuova identità”.

Salomoni offre dunque un’analisi articolata degli attori, dei modi e delle conseguenze delle rimozioni, evidenziando anche i sottintesi, le resistenze, gli equivoci. E anche le dispute diplomatiche, come quelle causate dalla rimozione del “soldato di bronzo” in Estonia o del monumento a Kobnev a Praga. Il volume si conclude citando Wodiczko che suggerisce la rielaborazione artistica come alternativa più efficace alla rimozione; e auspicando quindi un passaggio dalla iconoclastia alla creatività contromonumentale.

Fabio De Ninno
Mancò la fortuna non il valore

Review by: Luigi Giorgi

Authors: Fabio De Ninno
Title: Mancò la fortuna non il valore
Place: Roma-Bari
Publisher: Laterza
Year: 2025
ISBN: 9788858157589
URL: https://www.laterza.it/scheda-libro/?isbn=9788858157589
Citation
L. Giorgi, review of Fabio De Ninno, Mancò la fortuna non il valore, Roma-Bari, Laterza, 2025, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/manco-la-fortuna-non-il-valore-luigi-giorgi/

Verrebbe da dire, a mo' di provocazione, leggendo questo libro, che è un testo che sarebbe poco utile, in una situazione normale, dove con questo termine intendo un contesto in cui la storia è patrimonio comune. Faccio riferimento ad una storia che sfugge ad ogni uso politico (ma sarà mai così?), che viene fatta con metodo, secondo quegli arnesi del mestiere di storico indicati da grandi maestri come Bloch, Marrou o Carr solo per citarne alcuni. Una storia che opera attraverso un uso critico delle fonti, la proposizione e lo studio della complessità come categoria sua propria.

Uno stato di cose in sostanza nel quale la storia non è piegata alla propaganda ma in cui alcune acquisizioni dimostrate con i suddetti arnesi del mestiere (come fa con perizia d'altra parte l'autore del saggio in questione) sono patrimonio di un sano confronto. Ma soprattutto sono acclarate e condivise senza troppi distinguo e sottilizzazioni sempre salvaguardando nella pluralità e nella libertà del pensiero di ciascuno il valore della ricerca. Che può limare, approfondire, puntualizzare ma che difficilmente può mettere in discussione, soprattutto in modo sostanziale, dati acquisiti e provati fino quasi ad affermare il contrario.

E faccio riferimento sostanzialmente al dato, incontrovertibile, che il fascismo sia stato un regime dittatoriale con mire totalitarie sulla società italiana. Un regime che ha costruito il suo consenso anche con l'uso sistematico della violenza, la soppressione degli avversari politici e sociali, con la guerra prima interna e poi all'esterno. Conflitti che sono stati di aggressione, per nulla edulcorati da una presunta bonarietà italica contrapposta alla ferocia tedesca: «Le truppe italiane fecero anche largo uso delle distruzioni materiali, tanto da essere definite dagli iugoslavi come *palikuci* (bruciacase), allo scopo di sottrarre risorse al movimento partigiano. Tale aspetto, quello della sottrazione del cibo come risorsa, fu particolarmente evidente in Grecia, dove la distruzione e una vera e propria strategia della terra bruciata divennero parte integrante dell'azione italiana di controguerriglia nella tarda fase dell'occupazione» (p. 118).

Per di più conflitti condotti dentro uno schema fortemente ideologico con base anche razziale: «Le origini ideologiche della politica estera fascista vanno rintracciate nelle concezioni di potenza del più radicale nazionalismo italiano combinate col mito della vittoria mutilata, come la definì Gabriele D'Annunzio […] Di conseguenza, la politica estera del regime fascista implicava la ricerca di un ruolo di grande potenza e una revisione della posizione internazionale del Paese in chiave rivendicativa» (p. 6).

Guerre scatenate, inoltre, da un capo impreparato per la guida. Digiuno di ogni infarinatura tattica o strategica che ha guidato per motivi di potere personale e per cause ideologiche (come la fallimentare impresa sovietica: 114.520 tra morti dispersi e feriti su 229.888 uomini disponibili) una generazione di giovani al massacro: «Mussolini fu un pessimo condottiero militare e questo esercitò un ruolo pregnante nella gravità della sconfitta e nella conseguente caduta del regime fascista» (p. 33).

Una impreparazione generale delle forze armate colmate dalla fiducia cieca nei confronti delle presunte capacità mussoliniane di guidare il Paese negli eventi bellici: «Tutto il complesso istituzionale dello stato fascista ruotava intorno al mito del dittatore, capo del

partito e del governo, e infatti, pur essendo consapevoli dell'impreparazione del Paese, i vertici politici e militari nel 1940 appoggiarono la scelta di entrare in guerra anche perché avevano "fiducia nel genio di Mussolini", esprimendo quindi una relazione di fideismo nei confronti del dittatore e della sue capacità politiche e militari» (pp. 33-34).

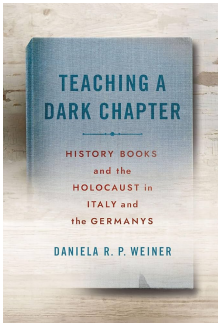
Il testo fa giustizia di questi aspetti soprattutto grazie agli studi dell'autore, esperto di storia militare che molto più di tanti altri approcci (che integra e definisce) favorisce la comprensione di ciò che è accaduto. Bisogna rilevare però come il libro viri ad un certo punto nella descrizione del fronte interno, perdendo un po' quella densità e continuità di argomento che autorevolmente lo caratterizza. Sembra in qualche modo "sfilacciarsi", almeno in parte, rispetto al tema principale. Allo stesso modo recupera respiro in seguito nel descrivere la caduta di Mussolini e la fine del regime: «Ad anticipare l'azione del sovrano furono però i vertici del fascismo, mossi dalla critica all'accentramento di potere che si era consumato attorno alla figura del dittatore e che a loro giudizio ormai paralizzava il Paese» (p. 177).

Il testo raggiunge il suo scopo, anche in virtù di una presa scorrevole che non toglie nulla alla scientificità e alla complessità del tema. Con la scelta del titolo, infatti, smonta il ricordo di uno dei passaggi più dolorosi e difficili dell'Italia durante la Seconda guerra mondiale come è stata la battaglia di El-Alamein: «Il cippo del memoriale del 7° bersaglieri affisso sul campo di El-Alamein recita "mancò la fortuna, non il valore" e una targa commemorativa nel sacrario della battaglia riporta una frase attribuita a Rommel secondo cui "il soldato italiano ha stupito il mondo, il bersagliere italiano ha stupito il soldato tedesco". Mentre la seconda è apocrifa, la prima è semplicemente errata: la sconfitta di El-Alamein ha poco a che fare con la fortuna, dato che fu il prodotto di una serie di decisioni miopi di due dittatori e dei loro comandi, accompagnata dalla superiorità operazionale e tattica del nemico che si impegnò per distruggere le unità italo-tedesche» (p. 101).

E quindi si inoltra con autorevolezza nel difficile campo (soprattutto da qualche anno a questa parte) della ricostruzione e proposizione motivata e documentata di una memoria bellica nazionale molto spesso edulcorata, vittimistica e autogiustificatoria.

Daniela R.P. Weiner
Teaching a Dark Chapter

Review by: Mikko Immanen



Authors: Daniela R.P. Weiner

Title: Teaching a Dark Chapter. History Books and the Holocaust in Italy and the Germanys

Place: Ithaca

Publisher: Cornell University Press

Year: 2024

ISBN: 9781501775437

URL: https://www.cornellpress.cornell.edu/book/9781501775437/teaching-a-dark-chapter/

Citation

M. Immanen, review of Daniela R.P. Weiner, Teaching a Dark Chapter. History Books and the Holocaust in Italy and the Germanys, Ithaca, Cornell University Press, 2024, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/teaching-a-dark-chapter-mikko-immanen/

Over the past half century, countless studies have explored Germany's and Italy's post-World War II struggles to come to terms with their Nazi and Fascist pasts. A particularly well-researched area has been West Germany's successful democratization in the 1950s and 1960s, as numerous historians have sought to cast light on the process of "recivilizing Germans".[1]

Daniela R.P. Weiner's *Teaching a Dark Chapter: History Books and the Holocaust in Italy and the Germanys* approaches the phenomenon of "reeducation" through the lens of history textbooks used in (West and East) German and Italian schools in postwar decades. The study's main objective is to examine how schoolbooks – which only recently had served as channels of totalitarian indoctrination – sought to and succeeded in educating young Germans and Italians of their countries' dictatorial pasts and complicity in the Holocaust.

Weiner's book has three key characteristics. First, the very focus on history textbooks; in earlier scholarship on postwar educational reform, much more attention has been given to other topics such as teacher training. Second, the book's comparative approach; while studies on textbooks in Italy and the two Germanies have been available before, Weiner's is the first one to compare all three. Third, the book's aim to write «an integrated history of the textbook» (p. 5); it does not focus solely on what was said in textbooks, but addresses in equal measure their "production" (debates and power struggles among Germans, Italians, and the Allied that facilitated new textbooks' coming into being in the first place) and "reception" (among teachers, politicians, and parents, which again impacted the planning of subsequent series of books).

Teaching a Dark Chapter contends that the history of postwar textbooks was characterized not by a steady linear development but by three abrupt "flashpoints", exceptional historical periods that profoundly impacted the way textbooks were thought of and written. These three turning points also serve as the tripartite chronological structure of Weiner's study.

The first part focuses on the Allied occupation of Italy (1943-1946) and Germany (1945-1949) and the introduction of first new textbooks, a process complicated by paper shortages and balancing acts that the Allied had to strike between their resolve to control the reeducation process and trust the occupied nations' initiatives to reeducate themselves. Weiner shows that the occupation of Italy served as a testing ground that allowed the Allied to learn from their mistakes and better prepare for their looming work in Germany. Another interesting observation concerns merits of textbooks adopted in Germany's eastern zone of occupation. Although hampered by the Communist dogma of heroic worker resistance, these textbooks, unlike their Western counterparts or those used in Italy, openly discussed Nazi atrocities and their Jewish victims.

In the second part, Weiner shifts her focus on a far less well-known moment in the story of history textbooks, namely the aftermath of the transnational "swastika wave" in 1959. This unnerving surge of neo-Nazism forced Italian and German educators to ask themselves

whether the first postwar textbooks had been that successful after all. In Italy and West Germany, this soul-searching resulted in new, more critical textbooks. These placed special emphasis on previously neglected teaching of "contemporary history" and discussed, virtually for the first time, the Jewish victims of the Holocaust, something that East German textbooks had done already over a decade earlier.

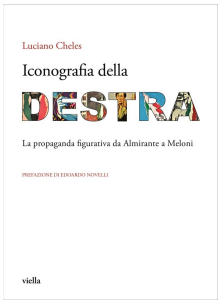
In the third part, the book analyzes diversification of the Holocaust "memory landscape" in the 1970s and 1980s, a phenomenon galvanized by entry into the public sphere of such widely resonating cultural products as the 1978 US miniseries *Holocaust*. If in the late 1950s and early 1960s textbooks had been genuine «drivers» of change in Holocaust memory, in the following decades they lost this role to other media (p. 168). During this time, not much changed in the established textbook narratives about the past, and the Holocaust education inside the classroom was advanced more by new pedagogical practices than textbooks themselves.

The main achievement of *Teaching a Dark Chapter*, in my view, is its compelling attempt to challenge the myth of 1968. According to received wisdom, before the 1968 student revolts in West Germany and Italy practically no steps forward had been taken in educational coming to terms with the past (*Vergangenheitsbewältigung*). Through a careful examination of textbooks written in the wake of the 1959 "swastika wave", however, Weiner can plausibly suggest that the student radicals of the late 1960s owed their «increased rhetoric about the Fascist past» not least to the improved history textbooks they had earlier been exposed to at school (p. 10).

[1] Konrad H. Jarausch, *After Hitler: Recivilizing Germans, 1945-1995*, Oxford, Oxford University Press, 2006.

Luciano Cheles
Iconografia della destra

Review by: Erica Capecchi



Authors: Luciano Cheles
Title: Iconografia della destra. La propaganda figurativa da Almirante a Meloni
Place: Roma
Publisher: Viella
Year: 2023
ISBN: 9791254691939
URL: https://www.viella.it/libro/9791254691939
Citation
E. Capecchi, review of Luciano Cheles, Iconografia della destra. La propaganda figurativa da Almirante a Meloni, Roma, Viella, 2023, in: ARO, IX, 2026, 1, URL https://aro-isig.fbk.eu/issues/2026/1/iconografia-della-destra-erica-capecchi/

Nella sua ultima monografia Luciano Cheles compie un'approfondita indagine storico-iconografica della propaganda dell'estrema destra italiana a partire dal secondo dopoguerra. Il volume copre un periodo che va dai primi anni di attività del Movimento Sociale Italiano (MSI) dopo la sua fondazione nel 1946, fino al primo anno del governo di Giorgia Meloni in seguito alle elezioni del settembre 2022. Lo studio si incentra su un'analisi visiva e semiotica che combina l'approccio storico-artistico distintivo dell'autore, con metodi quali analisi del discorso, etnografia e storiografia. La narrazione si presenta come un racconto ricco di riferimenti e collegamenti che tracciano una continuità tra passato e presente. Questa pubblicazione si pone quindi come uno strumento importante per approfondire la comprensione delle strategie messe in atto dall'estrema destra allo scopo di (re)legittimare la propria presenza nella vita istituzionale e nel dibattito pubblico italiano dopo la caduta del regime fascista.

Il volume si estende su quattro capitoli che si succedono secondo una narrazione cronologica. Il primo capitolo si concentra sulla propaganda dell'MSI, capeggiato dal veterano fascista Giorgio Almirante; il secondo prosegue documentando la metamorfosi dell'MSI in Alleanza Nazionale (AN) sotto la guida di Gianfranco Fini, a partire dalla metà degli anni Novanta. Il terzo capitolo invece è dedicato al "postfascismo dal volto femminile" di Giorgia Meloni, prima donna ad essere eletta capo del governo italiano nel settembre 2022 e leader storica di Fratelli d'Italia, partito fondato nel 2012 in continuità con la tradizione politico-ideologica di AN e MSI. Questo capitolo risulta molto significativo data l'esigua quantità di studi che finora sono stati condotti sull'immagine pubblica di Meloni, nonostante l'importanza occupata dalla prima ministra nella scena politica nazionale ed internazionale. Il quarto ed ultimo capitolo introduce delle riflessioni che offrono molteplici spunti per future integrazioni e ricerche, sottolineando le lacune esistenti ad oggi nello studio e nella conoscenza dell'estrema destra.

La ricerca di Cheles invita a una «rivalutazione dell'importanza del linguaggio visivo, di incidere e influenzare le opinioni e i comportamenti, compresi quelli politici e ideologici» (p. 11). Ciò risulta estremamente importante nel contesto storico del XXI secolo, in tecnologie digitali come social media e Intelligenza Artificiale che enfatizzano l'utilizzo e la produzione di composizioni visive sofisticate, in grado di manipolare la nostra percezione della realtà. Questa manipolazione è facilitata da una tendenza verso l'analfabetismo visivo per cui, come sottolinea Cheles, «sebbene la nostra sia una cultura dominata dalle immagini, siamo meno preparati ad analizzarle criticamente» (p. 167). L'accento posto da questo studio sull'elemento figurativo evidenzia quindi la necessità di sviluppare nuove metodologie di ricerca interdisciplinari che integrino indagini estetiche e storiografiche nello studio delle dinamiche sociopolitiche della società contemporanea.

In questo volume l'autore compie un eccellente lavoro nell'esporre la complessità delle strategie propagandistiche di estrema destra e la sua relazione di prossimità con la cultura fascista. Grazie ad un'analisi comparativa di 230 immagini, incluse nel volume, Cheles mostra in maniera convincente come l'estrema destra italiana sia riuscita a mantenere solidi legami con gli ideali fascisti del passato e, allo stesso tempo, presentarsi come forza politica moderna e rispettabile, ostentando una facciata di perbenismo e legalità. Il rapporto di

continuità con il fascismo si esprime nella scelta di una vasta gamma di elementi figurativi, simbolismi e virtuosismi linguistici, abilmente camuffati e rielaborati in chiave moderna. Si ricordano, per esempio, le referenze alla ritrattistica di Mussolini e l'utilizzo del suo monogramma (M) in banner e manifesti; il richiamo alle camicie nere, alle folle oceaniche e all'utilizzo di slogan e parole d'ordine del Ventennio; la glorificazione dell'antichità romana, il legame con il cattolicesimo ultraconservatore ed il mito delle radici "giudaico-cristiane"; il razzismo e l'esclusione di minoranze etniche e religiose, così come l'omofobia e l'intolleranza generale verso la comunità LGBTQAI+.

Risulta molto interessante l'argomento relativo all'appropriazione, da parte dei partiti presi in esame, di forme espressive della sinistra allo scopo di rassicurare l'opinione pubblica e conquistare bacini elettorali più ampi. Cheles evidenzia come l'estrema destra si sia servita, e si serva tutt'ora, di stratagemmi di «mimetizzazione figurativa e linguistica» (p. 56) per svuotare ed appropriarsi del contenuto radicale della propaganda di sinistra. Anche l'analisi della propaganda pseudo-femminista dell'MSI (pp. 37-50) mostra l'integrazione di un linguaggio visivo più tendente al progressismo per intercettare un pubblico femminile più vasto, comunicando un'apparente sensibilità verso tematiche quali emancipazione femminile e lotta alla violenza di genere.

Avvalendosi di un linguaggio chiaro ed accessibile, questo volume guida il lettore attraverso la storia dell'Italia repubblicana, ponendosi come risorsa preziosa di educazione alla critica visiva applicata alla comprensione della propaganda e della comunicazione di estrema destra. Attingendo da un vasto repertorio culturale e iconografico dei regimi fascista e nazista, ma anche da citazioni di storia dell'arte, raffigurazioni di sinistra e cultura popolare italiana del secondo dopoguerra, Cheles mette bene in luce come le radici ideologiche e culturali del Ventennio non siano state affatto rinnegate dai partiti e dai leader considerati. Sottolineando l'importanza di tracciare collegamenti storici e iconografici approfonditi, questo studio contribuisce a smentire quelle dichiarazioni circostanziali di "rinuncia" nei confronti un passato con cui l'Italia deve ancora fare i conti.

Sarebbe stata auspicabile una maggiore attenzione a come la comunicazione digitale favorisca la visibilità dell'estrema destra dando particolare risalto alle immagini, specialmente sulle piattaforme social. Si percepisce anche la mancanza, a mio avviso, di un'osservazione riguardo il posizionamento dell'estrema destra italiana nel contesto politico internazionale contemporaneo sia da un punto di vista di rappresentazione che di strategie propagandistiche. Lungi dallo sminuire la qualità della ricerca di Cheles, queste lacune possono e devono essere colte come un invito per altri studiosi del settore ad approfondire lo studio dell'estetica e della propaganda dell'estrema destra contemporanea ed il suo rapporto sia con la dimensione online che con il contesto internazionale.